Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 90 (1994)

Heft: 1: Thema : Bergbau

Artikel: "...die Kohlenmine war doch unsere Rettung!" : vom Verhältnis zwischen Bergbau und Kulturwissenschaft in der Schweiz

Autor: Bellwald, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-117894

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 90 (1994), H. 1, 3–27

«...die Kohlenmine war doch unsere Rettung!»

Vom Verhältnis zwischen Bergbau und Kulturwissenschaft in der Schweiz

Von Werner Bellwald

Dem Andenken an unseren Freund Rolf Eichin
(Forschungsgruppe für Erzlagerstätten)

Einleitung

Das Sprichwort «Die Schweiz ist reich an armen Minen» weist bereits darauf hin, dass sich hierzulande nur in Ansätzen eine eigentliche Minenindustrie, kaum eine eigenständige Bergbaukultur und keine mit den umliegenden Staaten vergleichbare Bergbauforschung entfalten konnte. Während beispielsweise in Österreich, Südtirol, Deutschland und Frankreich ganze Bergbaureviere auf mitunter jahrhundertelangen, mehr oder weniger durchgehenden Abbau zurückblicken dürfen, prägen unregelmässige Ausbeutungsperioden die Geschichte nahezu aller Schweizer Minen. Dem Image der arbeitsamen und erfolgreichen Schweiz(erinnen und Schweizer) zum Spott stellen das Auf und Ab, die hoffnungsvollen Neubeginne und die bald darauf folgenden Bankrotte geradezu ein Charakteristikum hiesigen Bergbaus dar, seit wir diesen aufgrund der sich verbessernden Quellenlage mit Anbeginn der Neuzeit detaillierter fassen können. Die Ursachen dieses ephemeren Montanwesens sind nur partiell naturgegebenen Imponderabilien anzulasten...

Der Skizzierung geologischer, naturräumlicher, konjunktureller und personeller Probleme folgt in einem zweiten Teil die Bestandesaufnahme der wichtigsten natur- und kulturwissenschaftlichen Publikationen zum Schweizer Bergbau. Das hauptsächliche Interesse aber gilt in einem dritten Abschnitt den konkreten Themen, welche die Volkskunde unter den eingangs genannten Voraussetzungen dem Bergbau abgewinnen könnte.

Probleme im Untergrund

Das der Misere zugrundeliegende Problem erweist sich als ein mehrfaches. Bei den Schweizer Lagerstätten[1] handelt es sich zumeist um geringe, mineralogisch komplex zusammengesetzte[2] und von der Tektonik stark deformierte[3] Vorkommen. Dennoch versorgten kleinere Erz- und Kohlevorkommen den regionalen Markt bis ins 19. Jahrhundert hinein mit Rohstoffen und warfen, wenn auch selten genug, Rendite ab. Nachdem die Eisenbahn dem internationalen Warenaustausch neue Dimensionen verliehen hatte, bewegte sich die Produktion in Zeiten ungestörter

Einfuhr ferne der Rentabilitätsgrenze. Unter diesen Vorzeichen entstanden aus den (bisher überlebensfähigen) Bergwerken die sprichwörtlich armen Schweizer Minen. Wenige Ausnahmen bestätigen die Regel vom kurzlebigen Schweizer Bergbau.[4] Weiter verunmöglichte beim Gros der alpinen Erzgruben die Situierung auf Höhen zwischen 1500 und 2500 m den permanenten Betrieb, nicht nur der immensen Transportschwierigkeiten und -kosten wegen, sondern auch infolge der unmittelbaren Gefährdung von Anlagen und Menschen durch die allgegenwärtigen Naturgewalten.

Folgendes Beispiel hochalpinen Bergbaus verdeutlicht die Extrembedingungen, denen eine Vielzahl weiterer Gruben in den Schweizer Alpenkantonen auf vergleichbare Art unterlagen. Molybdän (MoS2), ein für widerstandsfähige Legierungen begehrtes Element, wurde in der Schweiz bisher nur an einer Stelle in abbauwürdiger Konzentration entdeckt. Das reichste Vorkommen befindet sich im Baltschiedertal/VS auf einer Höhe von 2600–3000 Metern und ist bis heute nur in einem sechsstündigen Fussmarsch ab Ausserberg/Eggerberg erreichbar.[5] Die Stollen aus der Abbauperiode des Zweiten Weltkrieges sind inzwischen von meterdicken Eisschichten zugefroren, während die Unterkünfte und Werkstätten als höchstalpines «ghost village» auf 2600 m (noch) der Unbill der Natur trotzen. Unter diesen Konditionen war die Gewinnung von Molybdän nur während weniger Wochen des Jahres möglich. Nach dem Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg fand die Bergbautätigkeit auch hier bald ein Ende.

Abgesehen von den misslichen naturgegebenen Voraussetzungen war auch das Vorgehen der im Schweizer Bergbau Tätigen der Sache nicht förderlich. Das Fehlen einer wirtschaftlichen und vor allem einer politischen Kraft als Triebfeder des Bergbaus hatte sich seit der Frühen Neuzeit negativ bemerkbar gemacht. Weiter waren bis in unser Jahrhundert hinein die einheimischen Unternehmer des Metiers oftmals so unkundig wie ihre Arbeiter. Betrieben wurde ein unsachgemässer Abbau oder Raubbau.[6] Fremde, es sind vielfach deutsche, österreichische, auch italienische, französische oder englische Unternehmer und Knappen, verstanden sich wesentlich besser auf die Materie. Mit profunder Kenntnis wurden die nötige Infrastruktur erstellt (Unterkünfte, Poch- und Schmelzanlagen, Wege und Transportmittel) sowie Stollen in Richtung der erhofften Bodenschätze vorgetrieben. Diese aber blieben zumeist aus oder erwiesen sich als weitaus weniger reich, als es die (teils zu grosszügig) investierten Mittel erforderten. So lässt sich der einer Walliser Grube zugedachte Spruch auf manches Schweizer Bergwerk übertragen: Einige Unternehmer kleidete es in Samt und Seide, andere zog es aus bis aufs Hemd! In der Tat gestaltet sich die Auflistung der Misserfolge bei vielen Bergwerken als ziemlich umfangreiches Unternehmen. Im geschichtlichen Abriss einer Mine glaubt man oft, ein variantenreiches Konkurslehrbuch vor sich zu haben.

Exemplarisch sind die Geschehnisse, die sich im 19. und 20. Jahrhundert in einem Glarner Kupferbergwerk zugetragen haben: Die hehren Ziele des «Bergwerksvereins der östlichen Schweiz» waren auf der Mürtschenalp nicht zum Tragen gekommen. Die «Tätigkeiten» beschränkten sich auf einen 1834 mit der Gemeinde abgeschlossenen Vertrag, einige Feldbegehungen und viele Worte. 1849 erwarben zwei Einheimische erneut die Konzession und bemühten sich im folgenden wenig erfolgreich um den Aufbau des Minenbetriebes. Darauf wurden von der neugegründeten Gesellschaft «Kupferbergwerk Mürtschenalp» unter dem Deutschen Heinrich Simon ab 1854 Durchgangsrechte erworben und Wege gebaut, Unterkünfte und eine Schmiede erstellt, Stollen vorgetrieben und eine stattliche Zahl fremder wie einheimischer Arbeiter beschäftigt. Bei der örtlichen Leitung handelte es sich um Bergbaufachkräfte aus Deutschland, die gründlich zu Werke gingen. Dass man bei all diesen Arbeiten die Verhältnis-

se ertragreicher Gruben der Nachbarstaaten (und ihrer Montanlehrgänge) gedankenlos auf alpine Erzlagerstätten übertrug, sollte sich als folgenschwere Unbedachtheit erweisen. Nachdem man weiter erste Warnzeichen in der an Ertrag eindeutig überschätzten Grube verkannt hatte, musste das Werk 1862 unter viel Aufsehen den Konkurs anmelden. Erst die Krisenzeit des Weltkrieges brachte wieder Hektik in die verlassenen Stollen: Ab 1916 liess der Zürcher Industrielle Gustav Weinmann das Bergwerk von bis zu 40 Arbeitern instandstellen, eine Seilbahn errichten, einen 180 m langen Querschlag vortreiben sowie bestehende Stollen verlängern. Als alle Vortriebe keine neuen Erze erschlossen, brachen die Arbeiten 1918 ebenso abrupt ab, wie sie zuvor begonnen hatten.[7] Aus Schaden klug geworden war man erst im Zweiten Weltkrieg: Geologische Gutachten wurden vor einem etwaigen Arbeitsbeginn in Auftrag gegeben. Die Experten rieten trotz der Krisenlage von einem neuerlichen Abbau ab. Im Rahmen einer Untersuchungskampagne über radioaktive Mineralien und Gesteine der Schweiz wurde das Vorkommen der Mürtschenalp in den 1960er Jahren lediglich Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.[8] Es folgten noch weitere Recherchen, in deren Verlauf selbst kürzere Stollen vorgetrieben wurden, jedoch keine eigentliche Abbautätigkeit erfolgte.[9]

Die beiden Beispiele mögen genügen, um auf die vielschichtigen Problemkonstanten aufmerksam zu machen. Nicht nur die topographischen und klimatischen Gegebenheiten (vor-)alpiner Gebiete erwiesen sich als hinderlich, indem sie den Abbau erschwerten und den Transport verteuerten. Aus mineralogischer und bergwirtschaftlicher Sicht wurden auch die ungenügende Qualität und Quantität der Bodenschätze oft zum Verhängnis. Weiter gaben auch die mangelhaft instruierte Belegschaft oder die Leitung vor Ort zu Kritik Anlass, letztere ihrer anfänglichen Euphorie wegen, mit der sie vorschnell Grossbetriebe installierte oder auf Vorrat Konzessionen pachtete, sobald sie Spekulationsgewinne oder internationale Krisen witterte. Wo der grosse Kapitalbedarf nicht schon in der Startphase die Aufnahme der Arbeit verhindert oder zum Raubbau veranlasst hatte, fehlten den Privatunternehmern und kleinen Gesellschaften die Mittel zum Überstehen einer längeren Durststrecke. Auch Akten aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg erhellen das Schicksal manchen Unternehmers, der in Verkennung dieser Mechanismen statt der langfristigen Amortisation den Konkurs erwirtschaftet hatte. Ein Blick auf die Angrenzerstaaten zeigt, dass sich diese Problematik quer durch die Jahrhunderte belegen lässt. Bereits am Ende des 15. Jahrhunderts besassen nur gerade «Multis» wie etwa die Fugger den nötigen Atem, um einer erst nach Jahren einsetzenden Rendite ruhig entgegenwarten zu können (während sie obendrein noch faillierte Kleinbetriebe aufkauften...).[10] Die Höhe der benötigten Startkapitalien und deren langfristiges Einfrieren stellen bereits im Bergbau vorindustrieller Jahrhunderte ein Problem dar; ein Beispiel dafür, dass die ökonomische wie die betriebliche Seite des Montanwesens «in nuce» bereits im ausgehenden Mittelalter frühkapitalistische Wirtschaftsformen beinhaltet.

Das für den Bergbau typische Auf und Ab hat P.-L. Pelet nach zwei Perioden getrennt zu begründen versucht.[11] Für die Zeit in und vor dem 19. Jahrhundert nennt der Autor für den wiederholten Niedergang als anschauliche Gründe: Erschöpfung der Wälder, Verlieren oder Verkleinerung des Erzganges und tiefgesetzte Metallpreise durch die auf eigenen Vorteil bedachten «Gnädigen Herren». Im 20. Jahrhundert – so Pelet weiter – blieb die Situation insofern unverändert, als an die Stelle vorwiegend naturgegebener Einflüsse konjunkturelle traten: Die unstete Kriegswirtschaft liess dem raschen Aufstieg des Schweizer Bergbaus einen ebenso jähen Niedergang folgen.[12] Hinzuweisen bliebe auf die hohen Betriebs- und Lohnkosten in der Schweiz, die in den letzten Jahrzehnten selbst erfolgreiche Minen zur Auflassung zwangen. Inwiefern sich die Verfügbarkeit anderweitiger Ressourcen (Holz, Holzkohle, Torf und schliesslich weisse Kohle) auf den einheimischen Bergbau hemmend auswirkte, wäre weiter

abzuklären. Das zeitweilige Desinteresse auf behördlicher und unternehmerischer Seite könnte durchaus auf diesen Alternativen beruhen.

Wege der Forschung

Man wird sich diese Grundbedingungen vor Augen halten müssen. Dass sich unter den geschilderten Gegebenheiten kaum ein eigener Berufsstand mit der kulturellen Spezifik herausbilden konnte, wie ihn Volkskundler[13] oder Wirtschafts- und Sozialhistoriker[14] für das benachbarte Ausland zusammenfassend darstellten, dürfte ausreichend erklärt sein. Entsprechend desolat ist es – oder war es bis in die jüngste Zeit hinein – um eine schweizerische Bergbauforschung bestellt. Konnten seitens der Naturwissenschaften am Bergbau Interessierte seit Jahrzehnten auf eine Vielzahl solider Forschungen zurückgreifen, standen kulturwissenschaftlich Tätige mit leeren Händen da und sahen sich auf ausländische Literatur verwiesen (die angesichts hiesiger Verhältnisse nur partiell weiterhalf). Vielversprechende Ansätze kulturwissenschaftlicher Bergbauforschungen fanden lange kein Echo.

Mit erwachendem Interesse an den Alpen mehrten sich seit dem 18. Jahrhundert auch die geologischen Arbeiten. Doch die definitive Emanzipation von Kuriositätenkabinetten und Ansammlungen petrifizierter Naturdenkmäler vollzog die Geologie erst im Aufschwung wissenschaftlicher Forschung des 19. Jahrhunderts, verbunden mit der Diversifizierung der Erdwissenschaften und der Institutionalisierung entsprechender Fächer im Rahmen der Universitäten und Museen. Auch ohne dass es in der Schweiz zur Gründung einer «école minière» oder Bergakademie kam, resultierte aus der Forschung eine Fülle naturwissenschaftlicher Bergbauliteratur. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei davon erwähnt, was Kulturwissenschaftlern erste Orientierungshilfe bietet: Zu wertvollen Nachschlagewerken sind die nach den Weltkriegen publizierten Schlussberichte des *Eidgenössischen Büros für Bergbau* geworden. Die von den Bundesbehörden ins Leben gerufene Amtsstelle inventarisierte unter der Leitung von Hans Fehlmann landesweit alle bedeutenden Rohstoffvorkommen und betreute die Minen. So gelangte jeweils nach Kriegsende ein umfangreiches Werk zur Veröffentlichung, das die in den Lagerstätten durchgeführten Untersuchungen oder Ausbeutungen (inkl. bergbautechnische, -wirtschaftliche und kurze historische Angaben) festhielt.[15] Die unpublizierten Unterlagen (Gutachten der Geologen, Korrespondenzen, Grubenpläne etc.) sind heute zentral archiviert.[16] Über die Stoffe der Bauindustrie (inkl. Lavez) enthält das Werk von F. de Quervain aufschlussreiche Angaben.[17] Ferner werden seit 1899 in der geotechnischen Serie eigentliche Monographien publiziert, die ihr Augenmerk auf eine ganze Region oder einzelne Lagerstätten richten.[18] Gelegentlich fallen historische Abrisse, bergbauwirtschaftliche Kapitel oder Grubenpläne quasi als Nebenprodukte dieser naturwissenschaftlichen Werke an. Nützliche Hinweise zum Bergbau sind auch der Übersicht zu den «Fundstellen mineralischer Rohstoffe in der Schweiz»,[19] einzelnen Nummern der «Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz»,[20] den «Eclogae Geologicae Helvetiae»[21] und der Reihe «Schweizerische Mineralogische und Petrographische Mitteilungen»[22] zu entnehmen. Die Forschungen des Pioniers Quiquerez zur Eisenindustrie im Jura fanden zunächst keine Fortsetzung.[23] Mit den Publikationen von P.-L. Pelet hat sich im frankophonen Raum aber eine Präponderanz von Veröffentlichungen zur ur- und frühgeschichtlichen Eisenverhüttung ausgebildet,[24] die seither durch Spezialisten der Archäometallurgie und -technologie konsequent weiterverfolgt worden ist.[25] Forschungen dieser Richtung hatte seit den 1930er Jahren bereits W.U. Guyan in Schaffhausen betrieben.[26]

Neben der Vielzahl der – nicht zuletzt infolge ihrer kriegswirtschaftlichen Bedeutung – in Riesenschritten vorangetriebenen naturwissenschaftlichen Arbeiten blieb die kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Bergbau in den Kinderschuhen stecken. Die wenigen Zusammenstellungen über den historischen Bergbau stammen aus der Feder interessierter Einzelgänger, die in einem regionalen oder kantonalen Rahmen Arbeiten von vorwiegend deskriptivem Charakter verfassten.

Den ersten Arbeiten mit Blick über den lokalen Bergbau hinaus[27] folgten im 20. Jahrhundert ausgereiftere Darstellungen: Zu den Salinen von Bex veröffentlichte E. Payot ein umfangreiches Werk mit

historischem und technischem Schwerpunkt.[28] Nach intensiver Archivarbeit schrieb H. Walter seine Dissertation über «Bergbau und Bergbauversuche in den fünf Orten». Zum ur- und frühgeschichtlichen Bergbau äusserte der Autor dem damaligen Wissensstand und Interpretationsmodus entsprechende Vermutungen, während sich der Hauptteil auf die historische Gewinnung des Luzerner Flussgoldes konzentrierte.[29] Mit seinen Kameraden vom Schweizerischen Alpenklub erarbeitete der Lokomotivführer Alois Blättler eine knappe Darstellung des historischen Bergbaus in Uri.[30] Eine präzise Kenntnis von Örtlichkeiten und Flurnamen, archivalischen Quellen und Literatur erlaubte das Auffinden und Dokumentieren der Zeugen im Felde. Auch über die Knappen, ihr Dasein und das Verhältnis der Minenbetriebe zu den örtlichen Gemeinwesen versuchte Blättler gelegentliche Angaben zu machen. Als Unikum in der Schweizer Bergbauliteratur erschien in der gleichen Zeit eine gediegene Festschrift des Eisenbergwerkes am Gonzen.[31] Ebenso einzigartig ist die Jubiläumsschrift aus der Metallindustrie, die das Unternehmen Von Roll in Auftrag gab.[32] Der längere Aufsatz über die «Walliser Bergwerke» von Heinrich Rossi[33] sei als letztes Beispiel der nicht eben zahlreichen älteren Arbeiten zum Montanwesen genannt. Aufgrund umfangreichen Literatur- und Quellenstudiums versuchte Rossi ausgewählte Beispiele des geschichtlichen Walliser Bergbaus auch in einen wirtschaftlichen und sozialen Kontext zu setzen. Mit einer ganzheitlichen Betrachtungsweise am Beispiel der Minen im Nationalpark steht D. Schläpfer[34] an der Schwelle zu einer neuen Ära der Schweizer Bergbauforschung. Vielen der bisherigen Arbeiten war eine Beschränkung auf die literarische oder archivalische Überlieferung gemeinsam. Unter Fokussierung der historisch-deskriptiven Bereiche wurden aufschlussreiche Spuren im Feld vernachlässigt. Schläpfer bemühte sich, aufgrund natur- wie kulturwissenschaftlicher Sichtweise ein gesamtheitliches Bild des Bergbaus nachzuzeichnen und vorhandene Zeugen mit Plänen und Fotografien zu dokumentieren.

In den 1970er Jahren bürgerte sich in der Schweiz allmählich ein breiteres Interesse am Bergbau ein. Lokalgeschichtlicher Wissensdrang, das Abenteuer der Stollenfahrten, Techno-Romantik und Nostalgie mögen als Beweggründe mitgewirkt haben.[35] In Graubünden, dem mit (teils sehr alten) Bergwerken und den dazugehörigen Archivalien wohlversehenen Kanton, nahmen die Bemühungen um den einheimischen Bergbau am frühesten konkrete Formen an. Die Bündner Bergbauforscher publizieren seit Mitte der 1970er Jahre regelmässig.[36] Seit 1980 haben sie ein auf nationaler Ebene tätiges, wissenschaftlicheres Pendant erhalten.[37] Zielen erstere Publikationen eher auf historisch-deskriptive oder technikgeschichtliche Beiträge ab, ist mit letztgenanntem Periodikum ein ebenfalls der Naturwissenschaft verpflichtetes Organ entstanden. Über die Beiträge in den Periodika hinaus haben einzelne Autoren in aufwendiger Arbeit wichtige Monographien verfasst.[38]

Aufgrund eingehender Beschreibungen rechtlicher, technischer, wirtschaftlicher und politischer Gegebenheiten versuchte die Geographin Helen M. Wider den «Bergbau in Nord- und Mittelbünden und seine Beziehungen zur Kulturlandschaft» zu beleuchten.[39] Mit dem «Bergwerk Herznach» veröffentlichte Rolf Bühler die wohl erste Monographie zu einem Schweizer Bergwerk, die sich in allgemein verständlicher Sprache an ein breiteres Publikum wandte.[40] Während der Autor Details der Geologie, Mineralogie, Geschichte und Bergbautechnik eingehend zusammenstellte,[41] gerieten soziale Fragestellungen ins Hintertreffen. Minutiös ging Rolf von Arx vor, der nach zehnjährigen Recherchen in in- und ausländischen Archiven die m.W. umfangreichste historische Arbeit hervorbrachte, die je zu einer Schweizer Mine verfasst wurde.[42] Der an Einzelheiten reiche Text veranschaulicht den Betriebsalltag im Kupferbergwerk Mürtschenalp recht gut, wobei eine analytischere Sichtweise dem Erkennen wesentlicher Züge hilfreich gewesen wäre. Ebenfalls 1991 erschien die Monographie von Paul Hugger und Willfried Epprecht über den Gonzen.[43] Der Kultur- und der Naturwissenschaftler behandeln (sozial) geschichtliche, wirtschaftliche und geologische Aspekte – ihr Zusammenspiel zeichnet eine plastische Biographie des Minenbetriebes. Auch eine Darstellung der Eisenindustrie im Delsbergerbecken[44] beinhaltet – leider ohne die noch lebenden Mineure miteinzubeziehen – die Wechselwirkungen zwischen technischen, wirtschaftlichen und historischen Faktoren.

Soweit in Kürze der skizzenhafte Überblick zum bisher Erreichten. Beim derzeitigen Stand der Dinge wird sich in die Archive bequemen müssen, wer mehr als die kurzen, in Heimatkunden und Presse immer wieder abgeschriebenen Angaben einzelner Autoren erfahren will. Neben den bestenfalls geographisch grob klassierten Aktenkonvoluten, die oft tagelanges Transkribieren erfordern, ist für die Dokumentation jüngerer Bergbauepisoden (noch) die Befragung ehemaliger Bergarbeiterinnen und Bergarbeiter möglich.

Die Schweizer Fachvolkskunde hat sich – bis auf eine Ausnahme[45] – meines Wissens noch nie des Bergbaus angenommen; wohl nicht zuletzt deswegen, weil

sie die weitgehend am Kanon orientierte Forschung des Auslandes (Lied und Kleid, Haus und Gebet, Fest und Brauch des Bergmannes) infolge Inexistenz dieser Parameter nicht auf einheimische Verhältnisse kopieren konnte. Die Publikation von Paul Hugger und Willfried Epprecht aber hat gezeigt, dass das Stiefkind Bergbau noch Jahrzehnte nach Auflassung der Gruben erfolgreich in die Volkskunde eingehen kann.

Volkskunde und Bergbau: mögliche Berührungspunkte

Im folgenden kann es nicht um die definitive Festlegung oder die umfassende Auflistung der aus heutiger Sicht volkskundlich relevanten Fragestellungen im Bereich Bergbau gehen. Aufgrund von Interviews und Beobachtungen im Felde, Kenntnissen aus der zerstreuten Literatur und punktuellen Archivrecherchen können hier jedoch einige lohnende Themenbereiche erwähnt werden, die sich zum Schweizer Bergbau des 20. Jahrhunderts anbieten. Die angeführten Beispiele stammen aus beiden Weltkriegen und allen Landesteilen; sie sollen den Betriebsalltag anschaulich darstellen und eine konkrete Basis für weiterführende Fragen liefern.

Bergbau und Landwirtschaft: Nähe und Ferne

Als infolge der Versorgungsengpässe mit Rohstoffen während des Ersten und Zweiten Weltkrieges im Landesinneren einige Dutzend Minen eröffnet wurden, lag der Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen noch bei ca. 25 Prozent bzw. knapp 20 Prozent.[46] Im Umfeld der Bergwerke von einem hohen Anteil der Agrarbevölkerung zu sprechen, scheint auf den ersten Blick verfehlt. Doch zeigt die geographische Verbreitung der Minen eine Massierung des Bergbaus abseits der Agglomerationen: Braunkohleminen im Kander- und Simmental (Berner Oberland) sowie in den Freiburger- und Waadtländeralpen, alpine Erz- und Anthrazitbergwerke (Wallis), Bergbau auf Eisen im Jura (Delémont), im Fricktal (Herznach/Aargau) und am Gonzen (St. Gallen). Weitere kleine Abbaustellen von Erzen, Kohlen und diversen mineralischen Rohstoffen verteilen sich auf den Jura, den Kanton Tessin und das Graubünden. Im Einzugsgebiet der Städte lagen einzig die Braunkohlebergwerke von Littau (Luzern), Riedhof, Käpfnach-Horgen (Zürich) und die Schieferkohlenmine Mörschwil (St. Gallen). Das Gros der nach Kriegsausbruch eröffneten Minen wurde vorwiegend in einem schwach industrialisierten Umfeld eröffnet. Vielerorts prallten eine noch mehrheitlich agrarische und eine bereits überwiegend industrielle Welt mit ihren gegensätzlichen Erfordernissen und Vorstellungen aufeinander. Welche Vor- und Nachteile erwuchsen beiden Seiten aus der ungewohnten Situation, und mit welchen Verhaltensweisen reagierten die Betroffenen?

Zweifellos profitierten die Unternehmer von der Anwesenheit eines beträchtlichen Arbeitspotentials: Die meist in wirtschaftlich marginalisierten Regionen eröffneten Betriebe konnten, ähnlich wie der frühe Tourismus, die Wasserkraftwerke

oder die erste Schwer- oder Heimindustrie, mit einer beliebigen Auswahl an Arbeitswilligen rechnen.[47] Meistens entfiel die weiträumige Anwerbung aus bäuerlichen Schichten anderer Landesteile, wie sie aus deutschen Beispielen bekannt ist.[48] Die Schweizer Verhältnisse zeigen, dass die Belegschaft oft in unmittelbarer Nähe der Mine domiziliert war oder Arbeitswege von täglich einer, zwei oder drei Stunden diskussionslos in Kauf nahm. Dies um so mehr, als man sich glücklich schätzte, in der näheren oder weiteren Umgebung eine Arbeit gefunden zu haben, die keine Berufsausbildung voraussetzte. Nur in abgelegenen Bergwerken oder Betrieben mit überdurchschnittlichem Arbeiterbedarf wurden für eine ortsfremde Belegschaft grössere Unterkünfte erstellt.

«Wir haben etwa 80 Prozent der Arbeitsmöglichkeiten in der Gegend bestritten», resümiert Ingenieur Willy Hubacher von den Braunkohleminen St. Martin/FR für den Zweiten Weltkrieg. Die meisten der bis zu 350 (!) Arbeiter stammten aus der Gegend. Man habe immer genug [arbeitswillige] Leute gefunden, eher zuviel. Ausser in der Landwirtschaft und den wenigen Kleinbetrieben (Sägereien, Schmieden) gab es kaum Arbeit. Die Familien waren kinderreich. Als die Minen bei Kriegsende aufgelassen wurden, seien viele nach Genf oder in die Waadt gezogen.[49]

Im Verkehr zwischen Arbeitnehmern und Minengesellschaften spielten auch nicht offen zutagetretende Faktoren eine Rolle. In der Regel konnte die Grubenleitung auf ein unerschütterliches Arbeitsethos der Arbeiterinnen und Arbeiter zählen: Hohe Arbeitsmoral, kombiniert mit physischer Belastbarkeit, garantierten auch in Fällen schlechter Entlöhnung oder gefahrvoller, schmutziger Arbeit eine weitreichende wie stillschweigende Arbeitsbereitschaft.[50] Durch die landwirtschaftlichen Arbeiten in der klimatischen Härte der Jahreszeiten und den (religiös fundierten) Moralkodex einer bäuerlichen Gesellschaft auf Entbehrungen und Härte konditioniert, mündete diese Arbeitswilligkeit mitunter in eine geradezu fatalistische Ergebenheit, die sich mit ökonomischen Zwängen der Krisenjahre allein nicht mehr erklären lässt.[51]

«Ja, das ist natürlich schon eine brutale Arbeit gewesen», beginnt Hans Müller seine Erinnerungen von der Arbeit im Tagbau des Kohlevorkommens Zell/LU. «In jenem Winter, damals 1942/43, da hatten wir draussen bis zu 25° Kälte. Und das Essen hat man mitgenommen. In einer Baracke hat man so ein Wasserbad gemacht und daheim hatte mir eine Cousine etwas Warmes zubereitet, eine Rösti [gebratene Kartoffeln] und Würstchen und so. Man hat das da in einen Kübel hineingestellt und dann gegessen. Und erst am Abend hat man daheim wieder eine rechte Mahlzeit gehabt. (...) Es ist natürlich auch nicht immer so viel [= so kalt] gewesen. Aber es hat Zeiten gegeben, da hatten wir kalte Winter und viel Schnee, so dass wir am Morgen zuerst Schnee schaufeln mussten, bis wir wieder auf die Kohle gekommen sind.»[52]

Selbst massive Unfallgefahr und tödlich endende Unglücksfälle vermochten nicht von der weiteren Arbeit im Stollen abzuhalten: «Das Wüsteste, das ich erlebte, sind die Schlagwetter gewesen», erzählt Eduard Dänzler aus der Kohlenmine Schwarzenmatt/BE: «Aus dem Aushau hat es ihn [einen Mitarbeiter] herabgeschlagen, durch den Schacht herab, und dann sprang er durch den Stollen auswärts. Da habe ich sofort gewusst – ich bin in einem Gesenk unten gewesen – jetzt hat es ein Schlagwetter gegeben. Ich habe meine Lampe wieder angezündet, wir sind hinauf und einwärts in den Stollen geeilt, da kommt der alte F. – ich wusste nicht, welcher es war – und brannte. Der brannte! Ja, verstehst Du, die Kleider voll Gas! Das hat einfach gebrannt, fertig. (...) Den habe ich mit dem Sackmesser geschunden [gehäutet], wie man früher manchmal die Geissen geschunden hat. Den habe ich mit[samt] dem Feuer im Nacken gepackt und mit dem Messer [die Kleider] aufgeschlitzt. Den hast du gar nicht ausziehen können aus diesem Kombianzug [Overall].»[53]

Indes kontrastierten die Wertvorstellungen und Verhaltensweisen agrarischer Gesellschaften mit den Ansprüchen und Betriebsordnungen der industriellen Welt: Glimpflich kamen die Unternehmer davon, die im Sommer mangels Arbeiter «Alles im Heu!» ausriefen, wie es für ein Glarner Schieferbergwerk im August 1860 überliefert ist.[54] Mehr Schaden erlitten jene, deren Arbeiter sich aus der Nachtschicht schlichen, um auf den Gütern zu mähen und kurz vor Arbeitsende wieder unbemerkt in die Stollen zurückzukehren, wie es in einer Walliser Anthrazitgrube im Zweiten Weltkrieg geschah. Bei nahezu jedem Bergwerk füllen harsche Korrespondenzen und nicht selten Prozessakten ganze Bände: Streitigkeiten um beschädigte Wiesen und Weiden, um Holzschlag, Weg- und Wasserrechte waren nicht selten. Die Unnachgiebigkeit bäuerlicher Grundeigentümer und betroffener Gemeinden – zwar profitierten aus Unternehmersicht beide gleichzeitig und auf mehreren Ebenen vom Bergbau – nahm manche Betriebsleitung über Jahre finanziell und nervlich stark in Anspruch. Eine objektive Betrachtung der Sachlage erhellt, wie den Erfordernissen eines industriellen Betriebes (flächenmässige Expansion, rasche Ver- und Entsorgung) die für das Überleben in einer agrarischen Welt entscheidende Wertschätzung des Bodens und der Ressourcen gegenüberstand. Noch im Zweiten Weltkrieg kaufte manche Grubenleitung beträchtliche Areale oder entschloss sich sogar zur Bezahlung *ungerechtfertigter* Ansprüche, um langwierige Prozesse zu vermeiden. Wie sich die einheimische Bevölkerung in Gegner und Befürworter der Mine entzweite, hat Adolf Fux in einer seiner Erzählungen anschaulich dargestellt.[55]

Exkurs: Die Frage der Technik

Für Handlangerarbeiten (Schaufeln, Pickeln, Sägen, Tragen) waren die mit bäuerlichen Arbeiten Vertrauten nicht nur körperlich gewandt. Sie hatten auch keine psychischen Barrieren zur Annahme einer ihnen grundsätzlich fremden Tätigkeit zu überwinden.[56] Die Ähnlichkeit der gewohnten mit den bergbaulichen Arbeiten erleichterte den Eintritt in eine Mine. Doch kam das handwerkliche Wissen der Schreiner, Zimmerleute oder die Erfahrungen in der Steinbearbeitung im Bergwerk direkt zur Anwendung? Es zeigt sich, dass der Holzeinbau in den Galerien und der Stollenvortrieb ein ganz anderes Metier (und die nicht ungefährliche Arbeitswelt im Dunkeln etwas Unbekanntes) darstellten. Andere Techniken, andere Kenntnisse (über Druckverhältnisse im Berg, Abbaumethoden, Bohren und Sprengen) waren gefragt. In Literatur und Interviews ist die Rede davon, dass für anspruchsvollere Arbeiten Berufsleute herangezogen oder solche unter den Einheimischen allmählich ausgebildet wurden.[57] In der Anfangsphase hatten Baufachleute oder solche mit Erfahrungen aus früheren Bergbauperioden die Leitung inne. Die Position eines Vorarbeiters bekleideten z. B. Auslandschweizer, oft aber ausländische Mineure (Italiener, Polen), die bereits im Tunnel- und Stollenbau gewirkt hatten. Der Bedarf an fremden Arbeitskräften steht nicht im Widerspruch zur geschilderten Arbeitsbereitschaft Einheimischer, sondern leitet über zu den Fragen des Know-how in bisher ortsfremden, spezialisierten Arbeitsbereichen.

Walter Flubacher, von 1942 bis 1945 ohne vorherige Bergbauerfahrung in der Braunkohlemine Käpfnach/ZH tätig, urteilt aus eigener Anschauung anders: «Das war eine einfache Sache mit diesem Abbau. Immer zwei Mann sind zusammen im Akkord gewesen. Man ist bei einem zugeteilt worden, der drin gewesen ist vorher. Das war einfach. Nur das Sprengen hat man schon lernen müssen. Und den Einbau, das Spriessen, das haben die Regiearbeiter gemacht.»[58] Ähnlich antwortet Joseph Dominé, von 1942 bis 1945 in der Bohnerzgrube Pré Roses bei Delémont beschäftigt, auf die Frage, wie er das Metier erlernt habe: «Eh bien, ça vient tout seul! Il y en avait encore des anciens qui avaient travaillé pendant la première guerre mondiale qui étaient là, ils étaient déjà âgés. Ils étaient là qu'ils nous disaient il faut faire ceci il faut faire ça. Oui, oui, ça allait tout seul. Parce qu'en somme c'est pas difficile.»[59]

Verkürzt und in Extremen dargestellt, scheint sich folgender Gegensatz herauszukristallisieren: systematisches, in (Weiter-)Bildungskursen vermitteltes, durch theoretisches Wissen fundiertes Können auf der einen und unplanmässiges, bei der täglichen Arbeit «mit den Augen stehlendes» praktisches Lernen auf der anderen Seite. Der vorläufige Kenntnisstand erlaubt keine Aussagen zu den Minen des 19. Jahrhunderts und einem etwaigen Antagonismus «industrielle» versus «agrarische» Arbeitstechnik oder Wissensaneignung. Einblicke in die Minen des 20. Jahrhunderts lassen die oben angetönten Widersprüche aufscheinen. Dass der Bergbau als kurzlebiger Zweig der Kriegswirtschaft meist Anlagen von stark improvisiertem Charakter hervorbrachte, mag einen eventuellen Gegensatz zwischen Volkskultur und Technik[60] weitgehend egalisiert haben. Künftige Untersuchungen werden sorgfältig darauf achten müssen, ob Äusserungen zur fachlichen Kompetenz im Bergbau von behördlicher und unternehmerischer Seite als Werturteile oder von Arbeitnehmern als Erfahrungen herrühren.

Selbst in den wenigen Minen, die industriell und über lange Zeiträume hinweg ausgebeutet wurden, herrschten gemäss heutigem Empfinden geradezu *anachronistische* Verhältnisse. Seit den 1830er Jahren wurden die Asphaltminen des Val de Travers/NE industriell abgebaut. Die «Neuchâtel Asphalt Company Limited» exportierte ab 1873 Bitumen für Abdichtungen und Strassenbeläge bis nach den USA, Australien und Südafrika.[61] Als Numa Duvanel 1956 für 21 Jahre in die Mine eintrat, waren noch 40 bis 50 Arbeiter beschäftigt. Die Anfänger kamen zu den alten Mineuren und schauten jenen das Handwerk ab, während sie als Handlanger mithalfen. Er selbst habe jahrzehntelang mit Sprengstoff hantiert – doch nie einen Sprengkurs besucht! Nach heutigem Gesetz wäre das strikt verboten. Damals habe ihm ein alter Mineur gesagt: «La poudre ne connaît pas son patron», man hatte Respekt und lernte aufpassen, zählte beim Sprengen die Detonationen...[62]

Der konkrete Hinweis auf die Ähnlichkeit landwirtschaftlicher und bergbaulicher Arbeiten hat angedeutet, weshalb Schwellenängste vor der neuen Tätigkeit weitgehend fehlten. Psychologisch stellt sich die Frage, ob der ungewohnte Aufenthalt unter Tag und die spezifischen Gefahren (Grubengas, Einstürze, Wassereinbruch usf.) nicht dennoch viele von einem noch so willkommenen Verdienst fernhielten. Naturgemäss konzentrierten sich bisherige Interviews auf die Bergarbeiter selbst, und hier auf möglichst erfahrene, langjährige Stollenarbeiter. Dabei würde es sich lohnen, gerade jene in die Untersuchung miteinzubeziehen, die der Arbeitswelt im Dunkel schon nach wenigen Tagen den Rücken kehrten oder die gar nie in einen Stollen eingefahren waren.

Gefahren

Fragen nach (Berufs-)Krankheiten und Unfällen, Gefahren und Ängsten führen einerseits zur religiösen Praxis[63] als Reaktion auf die risikoreiche Arbeit unter Tag.

Anderseits wird man bei der Beurteilung des Verhaltens gegenüber Gefahren auch ökonomische Zwänge, die Unwissenheit der Arbeiter oder ihren Unwillen gegen diktierte Sicherheitsvorschriften in Rechnung stellen müssen.

Zu diesen erfahrungsgemäss schwer eruierbaren Einstellungen ist meine bisherige Arbeit am wenigsten weit gediehen. Klar fassbar sind bereits einige Tatsachen und evident ihre Folgen, wie das Beispiel der Silikose[64] drastisch vor Augen führt.

«La perforation à l'eau est arrivée en 43. C'était d'ailleurs Roger Bonvin qui est devenu notre Président de la Confédération qui était responsable du service social pour le Canton. Et il a lutté, il a dû vraiment, vraiment lutter pour imposer cette perforation à l'eau dans les galeries dont personne ne voulait! Les patrons ne voulaient pas parce que ça coutait de l'argent, et les ouvriers ne la voulaient pas parce que ça mouillait leurs vêtements, voilà! [Alors les deux étaient contre? W.B.] Les deux étaient contre, les deux s'entendaient parfaitement pour avoir toujours du matériel pour l'ancien système et dès que les chefs avaient tourné les talons ils emploiaient de nouveau leur matériel à sec.»[65]

Die Bergbauliteratur, einstige Mineure mit einer Gloriole und der Aura der Heroen umhüllend, erwähnt kaum die sozialen und gesundheitlichen Folgen, die ein aus heutiger Sicht fahrlässiger Umgang mit der Gesundheit nach sich zog. Wo z. B. auf den Bergbau der Kriegsjahre der Stollenvortrieb der Kraftwerke als Verdienstquelle folgte, sprechen *medizinische* Untersuchungen Klartext: «Ferner haben die Silikoseerkrankungen verheerende Wirkungen. In Bratsch, zum Beispiel, stammte in 6 von 16 besuchten Familien der Verdienst aus der Silikoserente des Vaters. Nach Aussagen der Ärzte treten jedes Jahr frische Fälle auf, auch unter ganz jungen Leuten. Die psychischen Auswirkungen sind sehr ungünstig. Die von der Krankheit befallenen Männer haben Stollenverbot und kränkeln arbeitslos zu Hause dahin.»[66] In den Gemeinden der Leukerberge, wo 17 Prozent der erwachsenen Männer an Staublunge litten und ganze Familien an den Rand des Existenzminimums gerieten, sahen die Feldforschenden erschreckende Bilder: «Einer dieser Männer hielt sich einen Hund, der ihn den Berg hinaufziehen musste!» Angesichts dieser Tatsachen erstaunen die Schlussforderungen der empirischen Untersuchung nicht: «Vom allgemein medizinischen Gesichtspunkt aus sollte noch radikaler Silikoseprophylaxe betrieben werden. Die sozialen Verheerungen, die diese Krankheit in diese kleinen Lebensgemeinschaften bringt, sind erschütternd.»[67]

Die Schichtarbeit

Im Dorfhandwerk und in der Landwirtschaft diktierte die Intensität der anfallenden Arbeiten die dafür aufzuwendende Zeit, den Bedarf an Stunden und den Ablauf der Tage. Das Arbeitsprofil der Jahreszeiten entsprach etwa der Form der aus der populären Druckgraphik bekannten Lebenstreppe.[68] Bestimmte die Arbeit demnach die Zeit, bestimmte nun im Minenbetrieb die Zeit über die Arbeit: Eine Tag um Tag, Sommer und Winter gleichbleibende Dauer der Schicht umschrieb die Arbeit nach Vortrieb in Metern und Fördergut in Tonnen, allenfalls noch abhängig von geologischen Überraschungen.[69] Damit hoben sich die saisonalen Extreme des Landwirtschaftsjahres zugunsten eines ganzjährig gültigen Levels auf: im Vergleich zu den sommerlichen 100-Stunden-Wochen (!) und den winterlichen Ruhezeiten des

Agrarjahres eine ausgleichende Wohltat – wäre bei Antritt der Minenarbeit nicht mancherorts die Landwirtschaft beibehalten und auch für Männer eine doppelte Belastung[70] eingeleitet worden.

Der Vorstellung bisheriger «Zeitlosigkeit» im dörflichen Alltag soll hier nicht das Wort geredet werden. Das Diktat der Uhr war längst bis in die entlegensten Dörfer vorgedrungen und vom tagtäglich pünktlichen Schulbeginn bis hin zu den Gottesdienstzeiten eingeübt worden. Dennoch taucht hier etwas Neues auf: eine in dieser Ausschliesslichkeit bisher unbekannte Trennung von Arbeit und Freizeit.

Aus den Interviews zu den Walliser Bergwerken der 1940er Jahre geht dies mit einer Deutlichkeit hervor, wie sie für anderere Landesteile wohl kaum mehr empfunden wurde. Zwar hatten der Gemeindetrunk und die Dorftheater, die Feste im Anschluss an Gemeinwerke oder die Sonntagnachmittage als Ruhepole oder festliche Marksteine ihren festen Platz im Wochen- oder Jahreslauf. Sie machten den Unterschied zwischen Arbeitsalltag und Erholung selbst in diesen «traditionellen» Verhältnissen deutlich fühlbar. Doch waren Schichtbeginn und Feierabend als repetitive *Einschnitte* im Tagesablauf grundsätzlich neu. Ebenso stellt die Schicht als solche, das (analog dem industriellen Jahr) lineare Durcharbeiten von acht oder zehn Stunden, nur unterbrochen von einer kurzen Essenspause, ein bisher unbekanntes Arbeitsverhalten dar.[71] Selbst bei der strengsten landwirtschaftlichen Arbeit hielt man zu einem Gespräch mit dem Nachbarn, einer spontanen Hilfe oder einer individuellen Ruhepause inne.

Anstelle der selbstbestimmten und dem eigenen Rhythmus unterworfenen Arbeit trat nun die pünktliche Schichtdauer. Sie egalisierte nicht nur den bisherigen Unterschied der saisonal abgestimmten Tätigkeiten, sondern brachte als Nachtschicht auch eine Tag/Nacht-Angleichung mit sich (die bisher nur die selten mit einem Patent versehenen «Jäger» gekannt hatten). Die Unterschiede zwischen «agrarischer» und «industrieller» Zeit wurden von berufener Seite differenziert beurteilt. Sie würden hier nicht resümiert, hätten sie im Untersuchungsgebiet nicht reale Folgen gezeitigt. Ein neuer Rhythmus brachte nicht nur persönliche Kontakte bei liebgewonnenen Freizeitbeschäftigungen zum Erliegen. Ein neues Zeitbewusstsein trug zur Auflösung agrarischer Wirtschaftsformen und dörflicher Gemeinschaftsarbeiten und Geselligkeiten bei. Die Mine, in gewissen alpinen Gegenden oft das erste kapitalistische Unternehmen grösseren Umfangs, erscheint geradezu als Motor des sozioökonomischen Wandels.[72]

Erwin Werlen berichtet in einem Gespräch vom Kegeln als sonntäglichem Männervergnügen. Auf die Frage, ob man denn dazu öfters Zeit gefunden habe, lautete ohne Zögern die Antwort: «In Lötschen hat man Zeit gehabt bis 1940. Dann kam die Kohlenmine.»[73]

Der bisherige Umgang mit der Zeit erschien plötzlich als verschwenderisch oder zumindest sorglos. Die Grossfamilie delegierte selbst unrentable Arbeiten der Subsistenzwirtschaft an eines ihrer Mitglieder. So muten das System der familienmässig betriebenen Einzelalpung und weitere Arbeiten einer transhumanen Wirtschaftsform aus «moderner» Sicht unrationell an. Eine dem Ideal familiärer und kommunaler Autonomie nachlebende Gesellschaft aber konnte und wollte sich

diesen Arbeitsaufwand leisten. Auf der Ebene der Gemeinwesen griff man auf Kollektivleistungen zurück: In mannigfachen Formen des Gemeinwerks wurden die anfallenden Arbeiten der Dorfschaft oder z. B. einer Alpkorporation bewältigt: Wer den gemeinsam zu erledigenden Aufgaben fernblieb, hatte eine Geldbusse zu gewärtigen.

Der Anspruch auf regelmässige Bezahlung und eine Entlöhnug, die sich zu erklecklichen Bargeldbeträgen summierte, waren bis dahin so gut wie unbekannt. Der Stundenlohn verhalf nun dem «Zeit ist Geld»-Bewusstsein zum Durchbruch: Die unentgeltliche, auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhende Hilfe kam nach dem Zweiten Weltkrieg definitiv zum Erliegen. Schon bald mussten für die Arbeiten der Gemeinde (Flussverbauungen, Strassenunterhalt usf.) wie der Privaten (Hausbau) Firmen beauftragt werden, wo vorher der Mannsstand oder die gesamte Bevölkerung an einem vereinbarten Termin angetreten war. So fällt den Minenbetrieben, zusammen mit Kraftwerkbauten und dem frühen Tourismus, bei der Einführung der Monetärwirtschaft eine zentrale Rolle zu.[74] Manch einer hatte in den 1940er Jahren errechnet, dass ihn bei Nichterscheinen am Gemeinwerk die Busse von fünf Franken billiger zu stehen kam als der Verlust des entsprechenden Tagesverdienstes im Bergwerk. Dass aber dem Verschwinden der «guten alten Zeit» und ihren Arbeitsbräuchen nur aus der Warte des Wohlstandes Tränen nachgeweint werden, zeigten die Aussagen der Betroffenen mit aller Deutlichkeit.

Für die Zeit des Zweiten Weltkrieges berichtet Paul Jaggi: «Man wäre verhungert hier in Lötschen, während des Krieges, die Kohlenmine ist doch unsere Rettung gewesen! Da waren im letzten [= Zweiten] Weltkrieg alles zusammen sicher hundert Leute beschäftigt. Und als es mit der Kohlenmine aus war, sind viele ausgewandert.»[75]

Die Mine als Katalysator zwischen Tradition und Moderne

Von wenigen Betrieben abgesehen stammte die Belegschaft zum grössten Teil aus der Umgebung des jeweiligen Bergwerkes. So wirkte die Mine als Wegbereiterin des sozioökonomischen Wandels und erscheint in den Interviews oft als Einschnitt im Lebenslauf früherer Bergarbeiter. Die Annahme einer ersten Arbeit im industriellen Sektor leitete oft den Abschied von Landwirtschaft oder dörflichem Handwerk ein. Einstieg und Ausstieg erlebten die Betroffenen zunächst nicht in dieser Ausschliesslichkeit. Sie erfuhren Mine und Landwirtschaft nicht als unvereinbare Gegensätze, sondern – trotz aller Anstrengungen – fast als harmonisches Nebeneinander. Der Minenbetrieb erlaubte ausserhalb der Schicht zu Hause eine Mitarbeit, während das im Bergwerk verdiente Geld in den (elterlichen) Haushalt floss und der Aufrechterhaltung eines eigentlich anachronistischen Wirtschaftsbetriebes diente. Erst allmählich zeitigte die «Entwicklungshilfe» ihre Wirkung. Wer aus gesundheitlichen Überlegungen die Arbeit im Minenbetrieb quittierte oder bei Schliessung der Bergwerke nach einer Tätigkeit Ausschau hielt, kehrte oft nicht mehr zurück. Nachdem ein erster Schritt weg von Landwirtschaft und Elternhaus getan war, fiel der nächstgrössere leichter: die definitive Auswanderung. Zurück zur schlecht bis gar nicht bezahlten Arbeit in Feld und Stall kehrte nur, wer den

elterlichen Landwirtschaftsbetrieb übernehmen konnte – oder musste. Inwiefern individuelles Beharren oder gesellschaftlicher Erwartungsdruck diesen «Rückschritt» bedingten, bleibt im Einzelfall abzuklären. Ebenso diffizil sind die Beweggründe derjenigen zu eruieren, die innerhalb der näheren Umgebung einen anderen Beruf ergriffen oder in die Agglomerationen emigrierten. Einerseits mögen für die Arbeitsaufnahme im sekundären und tertiären Sektor finanzielle (Teilnahme an modernen Errungenschaften) und soziale (höheres Ansehen) Gründe ausschlaggebend gewirkt haben.[76] Anderseits ist zu bedenken, dass sich den Söhnen kinderreicher Bauernfamilien nach Auflassung der lokalen Minenbetriebe kaum eine Alternative zur Emigration bot.

Die stigmatisierte Lohnarbeit

Der Widerstand ländlicher Bevölkerung gegen Strassenbau, die Konstruktionen der Wasserkraftwerke, Tunnelbauten, Industrie oder Fremdenverkehr ist mit der Etikettierung einer bäuerlich-konservativen Mentalität nicht erhellt. Sicher herrschte Unzufriedenheit in jedem Haushalt, der im Namen des «Fortschritts» eine Landparzelle (und damit einen Teil der Lebensgrundlage) verlor. Und Familien lösten sich durch die Emigration einzelner Mitglieder nicht einfach freiwillig, sondern unter der Notwendigkeit auswärtiger Lohnarbeit auf. Doch waren «Schollentreue» und Familiarismus die wirklichen Bremser im Fortschrittsprozess? Ist das Autarkie-Ideal wirklicher Auslöser fortschrittsfeindlicher Äusserungen? Aus den bisherigen Interviews (vor allem zu den Walliser Minen) kristallisiert sich heraus, dass gewisse Kreise, vornehmlich reichere Bauern, ihre Vorbehalte gegen den Fortschritt anmeldeten. Dank eines überdurchschnittlich hohen Boden- und Viehbesitzes hatten sie bisher als (von aussen zwar kaum erkennbare) Bauernkönige unangefochten über die Geschicke des Dorfes bestimmt. Eine kleinbäuerliche Schicht war von ihnen in saisonaler Taglöhnerei oder Pacht einzelner Güter abhängig. Nun emanzipierten sich die Verschuldeten mittels vermehrter Lohnarbeit von den mitunter demütigenden Auswüchsen der Klientelverhältnisse und sollten die einstigen «Reichen» innert kurzer Jahrzehnte überrunden.[77] Allein im Gebirgskanton Wallis, aus dem auch das folgende Beispiel stammt, überstieg die in den Anthrazitminen zwischen 1940 und 1946 an «fast ausschliesslich einheimische Arbeitskräfte» ausbezahlte Lohnsumme 20 Millionen Franken.[78]

Während des Ersten Weltkrieges war Franziskus Rieder, damals noch Schüler, im Kohlentransport angestellt. Wie 20 weitere seiner Kameraden führte auch er achtmal täglich einen Karren voll Anthrazit von Ferden zur Bahnstation Goppenstein hinunter. Dann galt es, die leeren Handwagen wieder den steilen Weg hochzuziehen. Bei zehnstündiger Arbeitszeit betrug der Tagesverdienst fünf Franken. «Abgegeben habe ich zu Hause alles [Geld], ausser was man uns gerade als Sackgeld liess. Wir hatten doch noch Schulden auf unserem Haus und mussten etwas verdienen. Und was bekam man sonst: In Ferden ging ich fünf Tage lang ga hoiwu [mit der Breithaue Äcker umhacken] für einen Franken und das Essen und Trinken [pro Tag]. Das glaubt ja einem heute kein Mensch mehr. Die reichen Leute haben doch die Armen ausgenutzt. Für einen Viertel Heu, den man behalten durfte, musste man ihnen überall heuen gehen, die Ferdner zum Beispiel bis *ä Michälschweng* [entlegenes Gut auf der Schattseite], wir hier [in Wiler] bis in alle Berggüter! Und natürlich waren Reiche dagegen [=gegen die Mine] – und gingen da selber weniger arbeiten –, weil sie sahen, die [Armen] verdienen da jetzt etwas und dann werden sie für

uns nicht mehr schaffen.»[79] Zum allgemeinen Wandel, der am Ort mit dem Braunkohlebergwerk seinen Anfang nahm, resumiert Eduard Dänzler: «Die, welche vor 50 Jahren die Armen gewesen sind, sind heute die Modernsten!»[80]

Die Hinwendung zur Lohnarbeit erfuhr auch die Kritik Aussenstehender. So werteten etwa städtische Freunde des Ländlichen die Entfernung aus der Landwirtschaft als beginnende Entwurzelung, als Schritt zur Proletarisierung – Äusserungen, die heute als Kulturpessimismus taxiert werden und eher Rückschlüsse auf exogene Weltanschauungen als auf reale Vorgänge an Ort und Stelle erlauben. Ob der Schritt von der erwerbsmässigen Selbständigkeit (sofern sie überhaupt existierte) hin zur Abhängigkeit des Lohnempfängers als solcher empfunden wurde, bleibt zumindest fraglich. Vielmehr scheint es, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter die Tätigkeit ausserhalb der Familie als Freiraum im patriarchalischen Regime schätzten und das Bergwerk als ersten Schritt in die Unabhängigkeit empfanden.

«Das vergesse ich nie!». Bleibende Erinnerungen

So hart die «normalen» Lebens- und Arbeitsbedingungen bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus auch sein mochten, das Bergwerk als unbekannte Welt unter Tag, die Mühsal dortiger Arbeiten und die allgegenwärtigen Gefahren sind unvergessen. War die Mine nun Sprungbrett für ein weiteres Arbeitsleben fern der Landwirtschaft[81] oder blieb man am Orte, Szenen aus dem Bergwerk blieben mit filmischer Exaktheit im Gedächtnis eingeprägt und werden anschaulich wiedergegeben. So wenig der Bergbau bis vor wenigen Jahren in der Öffentlichkeit thematisiert wurde, so unverrückbar ist der Stellenwert der Mine im Erinnerungsgefüge ehemaliger Arbeiterinnen und Arbeiter.

«...da ist ein Stollen in einem Lawinenzug gewesen, in einem Graben, und der war abgedeckt mit Rundholz, zur Sicherung, wegen der Lawine», beginnt Ernst Reusser aus der Grube Kandergrund-Lindi zu erzählen. «Und dann ist einmal – im 42 war ich nochmals in der Grube – die Lawine gekommen, ich bin damals im Magazin gewesen. Es hat den ganzen Tag geschneit. Vom Elsighorn herunter ist die Lawine gekommen, eine Staublawine. Der ganze Einbau, der Stollen, der mit Holz gedeckt war, alles hat es zusammengeschlagen und einer war mit dem Rollwagen [Lore] in dem Moment darunter und wollte auskipppen, wo sie nachher unten die Kohle nahmen. Er ist tot gewesen. Ich kam von der Kantine zur Seilbahn herüber und es hat mich hinuntergenommen. Bis hinab über das Einbauholz hat es mich geschlagen. Dann wurde ich bewusstlos und bin im Spital in Frutigen wieder aufgewacht. Ich hatte den ganzen Mund voller Tannennadeln und Schnee. Der Ingenieur Kästli hatte gesagt, das [Einbauholz] trage ich weiss nicht mehr wie viele Tonnen, das sei sicher vor der Lawine. Und trotzdem mochte sie alles zusammenschlagen (...). Im Februar ist das gewesen, im 42, als die Lawine kam, als es mich zudeckte. Das vergesse ich nie! Ich habe den Schnee auf mir gespürt und hielt die Hände vor den Kopf, bis ich keinen Atem mehr hatte. Die Angst, die man da empfand!»[82]

Frauen und Kinder im Bergwerk: ein Tabuthema

Kaum beachtet wurde die Frau, die (sich) als Gattin oder Mutter Tag für Tag zu Hause sorgte, die Rucksackmahlzeiten vorbereitete und die kohlegeschwärzten Arbeitskleider in unermüdlicher Sisyphusarbeit reinzuwaschen versuchte, damit die Wäscheleine nicht Gegenstand des Dorfgesprächs wurde. Auch die im Minenbetrieb tätigen Frauen blieben – wie die Kinder! – in der Schweizer Bergbauliteratur

quasi inexistent. Unbeachtet vielleicht aus Unkenntnis, weil man den Bergbau als reine Männerdomäne wähnte und Frauen unter Tag Unglück bringen sollen.[83] Ausgeblendet vielleicht auch aus Scham, weil uns angesichts von Berichten wie dem folgenden der harsche Wind aus den Bergwerken der Industriellen Revolution entgegenbläst.

«...an diesem *Schittlär* [Sortierband], mein Gott, was haben wir da ausgestanden», berichtet Agnes Lehner von der Triage in der Anthrazitmine Ferden/VS der 1940er Jahre. Nicht nur staubig, auch ungeheuer kalt sei es gewesen. Der kleine Ofen reichte niemals zum Heizen der offenen Baracke. Und beim Herauslesen der Steine habe man sich die Finger regelrecht zerschunden. «Ich war froh, als ich nicht mehr hin musste, nach einem solchen Winter! Dass wir dort nicht alle krank wurden, ist ein Wunder. Nachher arbeitete ich in Zermatt in einem Hotel...»[84] Versöhnlicher klingt Vreni Reichen, die am Leseband des Braunkohlebergwerkes Kandergrund-Horn arbeitete: «...die Uhrenindustrie, das habe ich auch ein halbes Jahr gemacht. Aber oh, hier [beim Bergwerk] ist es viel schöner gewesen. Nein, das *Gvätterle* [feine Geduldsarbeit], das sagte mir nichts, das ist nichts für mich. Wissen Sie: Je schwerer, je gröber, je grösser die Arbeit gewesen ist, desto besser hat sie mir gefallen (...). Mit den Stollenwagen herumfahren, das hätte ich auch gerne gemacht, aber da hatten sie die Männer, die die Wägen bedienten, das durften wir nicht. Wir sind einfach nur immer am Band gesessen (...). Das ist eine schöne Arbeit gewesen, mir hat das gefallen. Es wäre mir wirklich gleich gewesen, noch länger zu arbeiten.»[85]

Verfehlt wäre eine Kritik, die die schmutzigste, härteste oder nur die technisch noch nicht mit Maschinen durchführbare Arbeit im Bergwerk an Frauen delegiert vermutete. Auch im Stollenvortrieb brachte die Mechanisierung erst Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg massgebende Erleichterungen. Zuvor übten auch Männer «Dreckarbeit» aus und waren einer erheblichen Gefährdung ihrer Gesundheit, selbst ihres Lebens ausgesetzt. Auffallend ist aber, wie sogar in industriellen Minenbetrieben die Chargen analog der Arbeitsteilung ländlicher Gesellschaften besetzt wurden. Die geschicktesten und kräftigsten Männer vereinten als Mineure das meiste Ansehen (und den höchsten Stundenlohn) auf sich. Am anderen Ende der Skala tauchen die Frauen, aber auch alte Männer oder Kinder als schwächste Glieder der Kette auf. Weibliches Personal war vorwiegend für das Sortieren des Fördergutes am Leseband angestellt, während Schulkinder ihnen zu helfen oder den Abtransport der Kohlen oder Erze zu bewältigen hatten.

Erklären lässt sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eher mit der Professionalisierung, indem Stellen, die gewisse Kenntnisse oder gar berufliche Ausbildung erforderten, den Frauen vorenthalten wurden.[86] Den Frauen wurden – wohl nicht nur aufgrund physischer Gegebenheiten – Hilfsarbeiten zugewiesen, während ein Mann sogar mehrere der reputierten Tätigkeiten (Mineur, Schreiner, Maschinist, Mechaniker) auf sich vereinigen konnte. Dennoch wäre zu fragen, inwieweit sich hier eine emanzipative Station des weiblichen Lebenslaufs einstellen konnte (Entfernung von elterlicher Aufsicht, erster Geldverdienst usf.).[87]

Die patriotische Absicht: der Unternehmer und der Staat

Die Erlaubnis zur Ausführung erster Probeschurfe wie zur Eröffnung eines Bergwerkes erteilte, seit das Montanwesen hierzulande in der archivalischen Überlieferung aufscheint, der Inhaber des *Bergregals*. In Graubünden lag es, je nach Ort und Zeit, in den Händen des Churer Bischofs, der Herzöge von Österreich, des Klosters

Disentis oder der Gemeinden.[88] In Luzern entschieden die Räte, in einigen Innerschweizer Orten die Landsgemeinden über Bergbaugesuche. Im Wallis ging das Regal vom Fürstbischof als geistlichem und weltlichem Landesherrn an den Landrat über. Mit dem Untergang des Ancien régime fiel das Montanwesen in die Staatsdomäne; die föderalistische Struktur der Schweiz beliess es der Hoheit der Kantone. Gegen entsprechende Gebühren konzessionierten die kantonalen Behörden den Abbau auf festgelegte Rohstoffe innerhalb zeitlicher und örtlicher Limiten.[89] Doch existiert bis auf den heutigen Tag kein Bundesgesetz zum Bergbau[90] und ebenso «gesetzlos» standen einige Kantone in den Weltkriegen der Bergbaukonjunktur gegenüber. Auf das Konto dieser unklaren Rechtslage sind einige Missbräuche und Konfusionen zu verbuchen.

Seit einschlägige Dokumente von Schürfrechten und Konzessionen berichten, treffen wir quer durch die Jahrhunderte vom Alchimisten bis zum Börsenspekulanten auf die verschiedensten Species von «Bergwerksunternehmern». Gesuche und Antworten geben in ihren Beweggründen Aufschluss über die Horizonte beider Seiten. Hoffnungsvolle Anfangsversprechen, Bitten um Gebührenerlass bankrottgefährdeter Minenbesitzer, Rückweisung fremder Unternehmer, Ablehnung (zu) mächtiger Einheimischer[91] und Ausfuhrverbote für Erze erlauben, das Minenwesen mehr als nur im wirtschaftlichen Kontext zu situieren. Noch im Zweiten Weltkrieg stellten initiative Privatunternehmer und Familienbetriebe auf eigene Rechnung die Infrastruktur bereit, heuerten Arbeiter an und verkauften Erze oder Kohlen in Eigenregie. Doch gewannen unter den Konzessionären zunehmend die grossen Aktiengesellschaften (Industrie, Brennstoffirmen) wortwörtlich an Boden.

Neue Abgründe öffneten sich in dem seit jeher gespaltenen Verhältnis zwischen Obrigkeit und Minenherren während der Weltkriege: Die Vorstellungen des zentralen *Büros für Bergbau* standen dann und wann im Widerspruch zu den Ideen der örtlichen Konzessionsinhaber[92]. Die Vorschriften des Bundesrates zur Intensivierung des Bergbaus, das mit entsprechenden Kompetenzen ausgerüstete Volkswirtschaftsdepartement und vor allem der arrogant-autoritäre Ton seiner Repräsentanten – verbale Tiraden steigerten sich bis zur Androhung der gesetzlich durchführbaren Zwangsenteignung – stiessen auf alles andere als heisse Gegenliebe. Die Konzessionäre, die das Risiko eines Bergbauunternehmens auf sich genommen und beträchtliche Privatkapitalien investiert hatten, erfuhren statt fachmännischem Rat oder staatlicher Subvention oft Negativkritik und Bevormundung. Gegen Konzessionenhandel und schamlose Profiteure war hartes Durchgreifen wohl notwendig. Doch manchem Unternehmer, der ein beträchtliches Wagnis eingegangen war und der Schweiz in Krisenzeiten nach bestem Vermögen zu dienen glaubte,[93] erschien nach den demütigenden Erfahrungen seine Beziehung zum Vaterland in durchaus neuem Lichte...

«Sie standen in einem *Kriegsverhältnis* zum Büro für Bergbau!», erinnert sich Ettore Corazza an die Vereinigung der Bergwerksunternehmer und fährt fort: «Ich jedoch bin maximal gut ausgekommen mit dem Büro für Bergbau, nicht aber mit dem obersten Chef [des Büros f. B.], weil er so diktatorisch vorging.» Beinahe hatten die behördlichen Rationierungsmassnahmen Corazza zur Schliessung seiner

Mine gezwungen. Erst als er aus diesem Grund eine Pressekonferenz vorbereitet hatte, erteilte man ihm rasch die Bewilligung zum Verkauf grosser Kohlenmengen.[94]

Ein weiterer Unternehmer aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, Gottfried Gasser von der Anthrazitmine Ferden, berichtet über die Auseinandersetzungen mit den Behörden: Eines Tages sei einer von diesen Herren Geologen des Bergbaubureaus in der Mine erschienen, habe die Stollen angeschaut und eine gewisse Strecke für sehr gefährlich gehalten. Da müsse man etwas tun, so sein Kommentar. Es werde Bericht gegeben. Bald darauf sei der Bescheid gekommen: In seinem Büro habe der Geologe ein Projekt ausgearbeitet, das ihn [Gasser] 20000 oder 25000 Franken gekostet hätte. Gasser nahm einen Massstab und mass die Höhe des Stollens an der «gefährdeten» Stelle. Und als er nach Jahren, 1945, die Mine verliess, war diese Markierung noch an der selben Stelle. Um keinen Zentimeter hatte sich die Decke gesenkt! Es sei wirklich so gewesen: Diese Leute seien gekommen, mischten sich in alle Angelegenheiten ein, wollten kommandieren und erliessen Vorschriften noch und noch. Die hätten sogar damit gedroht, die Konzession zu entziehen. Und sei mal etwas schief gegangen, dann sei keiner mehr zu sehen gewesen, dann wollten sie nichts mehr wissen. Während der crise minière habe man sie selten gesehen...[95]

Der Bericht aus einer Heimatkunde spiegelt nicht bloss die Stimmung der Geistigen Landesverteidigung wider, sondern mag auch der Selbsteinschätzung damaliger Konzessionäre entsprechen: «Der grosse Krieg riss unser Land nicht nur in die Gefahr des Verlustes der politischen Selbständigkeit, sondern auch an den Rand des Abgrundes eines völligen wirtschaftlichen Zusammenbruchs. In jenen Stunden der Not konnte Mörschwil dem Schweizerland seinen grössten Dienst erweisen und die grösste Tat seiner 1200jährigen Geschichte vollbringen. Mörschwiler Schieferkohle wurde bis nach Lausanne geliefert und die Schulen der Stadt St. Gallen damit beheizt. Fast ganz Europa lag in der Hand eines rasenden Diktators.»[96]

Jahre danach: die Bergbaulandschaften

Die aktuelle Erscheinung und Einschätzung ehemaligen Bergbaus ist in den einzelnen Kantonen sehr unterschiedlich. In Graubünden führten, ermutigt durch die grosse Zahl erhaltener Zeugnisse im Felde und die schriftlichen Unterlagen, die Aktivitäten einer wachsenden Gruppe Freiwilliger zu Vereinsgründung, regelmässigen Publikationen, Schaffung eines Schaubergwerks und Museums.[97] Das Wallis hingegen – hier herrschte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in den beiden Weltkriegen fieberhafter Bergbau – verzeichnet bis heute nicht die geringste Tätigkeit, nicht einmal Interesse. Während in Graubünden Stollen instandgestellt, Anlagen restauriert, Führungen angeboten und Arbeiten publiziert werden, verfallen im Wallis ebenso interessante Zeugen einstigen Bergbaus undokumentiert und still vor sich hin.

Eine Aufwertung hat der Bergbau in Sargans/SG erfahren, wo der Gonzen seit 1983 der Öffentlichkeit als Schaubergwerk offensteht – und Führungen zuerst auf Jahre (!) ausgebucht waren. Gleichzeitig führten die Aktivitäten um das Kohlebergwerk Käpfnach-Horgen/ZH zur Renovierung der Gebäude über Tag und zur Eröffnung eines Besucherstollens. Eine Valorisierung der zuvor verpönten und zuletzt von Schweizern gemiedenen «Dreckarbeit» erlaubte auch im Val de Travers, die 1986 aufgelassenen Asphaltminen als Touristenattraktion anzupreisen. Das Gipsbergwerk von Schleitheim/SH (1992) ist das jüngste Besucherbergwerk – die Umkehr der Werturteile nahm hierzulande in den Salinen von Bex/VD ihren Anfang. Auch hier mutierten die Zeugen des Ringens um lebensnotwendige Rohstoffe zu industriellen Denkmälern, wurde der Ort gefahrvoller Arbeit zum Freizeiterlebnis. Es scheint, dass dank einer exotisch anmutenden Seite des Bergbaus selbst Misserfolg und Schmutz salonfähig gemacht und über die Musealisierung

schlechthin zu Kultur erhoben wurden. In einer eigentlichen Mystifizierung des Bergbaus wird das Aufsuchen, Gewinnen und Verarbeiten der Erze oder Kohlen als harte, heroische Arbeit in einer einfacheren Welt, in der *überschaubaren* alten Zeit vorgestellt. Dem steht die frühere Abhängigkeit von ausländischen Kapitalisten, stehen die technisch anspruchsvollen und von Autochthonen nicht immer nachvollziehbaren Arbeitsprozesse der Prospektion, Aufbereitung und Verhüttung gegenüber. Verschiedene Komponenten fügen sich als Teile einer «historischen» Identität zu einem Bild von Vergangenheit, das als Abbild aktueller Sehnsüchte, als Zerrbild von Vergangenheit bezeichnet werden muss.

Schon zwei Jahre nach ihrer Schliessung als (angeblich) letztes Schweizer Bergwerk stand die Asphaltmine von La Presta im Traverstal/NE 1988 dem Publikum offen. In den Fremdenverkehrsprospekten figuriert das Schaubergwerk neben Skulpturausstellungen, Schlössern und Kellereien bereits im Kulturangebot der Region. Im einstigen Holzlager preist ein Restaurant den bei 220° in flüssigem Asphalt (!) gekochten Schinken als Spezialität an. Im Nachbarort fabriziert ein Confiseur «Pain d'Asphalte de Travers» (diesmal unter Zuhilfenahme von Schweizer Schokolade...), während der Bergwerkswein «in den dunklen und mystischen Galerien der Minen zu vollendeter Reife gelangt».[98]

Nicht in allen Fällen berufen sich diese Vorgänge auf eine am Orte lebendige Erinnerung oder die Kontinuität einer längeren Betriebsphase. Doch tragen diese Aktionen, aus welcher Quelle sich ihr Engagement auch nähre, in den letzten Jahren zur Herausbildung eigentlicher «Bergbaulandschaften» bei, unterstützt von Sympathisanten in touristischen Diensten. Wie Medienberichte über ehemalige Minen auf breites Interesse stossen, in die lokale Selbstdarstellung aufsteigen (museale Präsentation, Ansichtskartensujets, Prospekte) und bald zum individuellen, bald zum kollektiven Selbstbewusstsein gehören, kann aufmerksamen Blicken nicht entgehen. In der Regel aber waren die Abbauphasen zu kurz, als dass Bergbauspezifisches Jahrzehnte später plötzlich zu Tag treten würde. Beim Gros der Schweizer Minen wird man, selbst wo in den 1940er Jahren noch Hunderte von Männern und Frauen ihr Brot verdienten, heute weder im Felde noch im Identifikatonsrepertoire fündig...

Ausblick

Zu Beginn des Aufsatzes war die Rede von kurzen, kriegsbedingten und oft erfolglosen Abbauperioden, die auf Dauer keine Berufsgruppe und kaum eine eigenständige Bergbaukultur aufkommen liessen. In der Tat erwies sich das Sprichwort der an armen Minen reichen Schweiz, von wenigen Ausnahmen abgesehen, als zutreffend. Zu fragen wäre jedoch, ob sich zumindest kurzfristig nicht eine Bergbaukultur entfaltete, die z.B. deshalb kaum erkannt wurde, weil sie keine *typische* war. Vermitteln nicht erst die Bilder und Parolen der heutigen Schaubergwerke *das* Bild eines Bergbaus – dessen Kehrseite man während der Kriegsjahre weder sehen noch hören konnte, wollte...

Ob ich mit den möglichen Berührungspunkten zur Kulturwissenschaft das Massgebende aus der verborgenen Bergbaukultur beleuchtet habe, bleibt vorläufig

offen. Ich bin mir auch durchaus bewusst, dass die ausgewählten Züge des Schweizer Bergbaus schematisch dargestellt und kulturell relevante Fragen nur lückenhaft beantwortet wurden. Das liegt weniger an der hier gebotenen Kürze als an der Schwierigkeit, beim momentanen Forschungsstand die zentralen Fragestellungen überhaupt zu erkennen. Solange ein Standardwerk zum Schweizer Bergbau unter Berücksichtigung wirtschaftlicher, historischer, volkskundlicher, sozialer, geologischer und technischer Aspekte aussteht, wird man sich bei der Unterscheidung in Vorgänge von lokalem oder nationalem Interesse schwer tun. Inzwischen ist die Allgemeingültigkeit der aufgeführten Beispiele ebensowenig zu erreichen wie eine Kohärenz der teils unvermittelt nebeneinander stehenden Themen, der widersprüchlichen Aussagen.[99] Das hier skizzierte Schwergewicht mag sich verlagern, neues wird dazustossen, anderes als örtlich oder zeitlich begrenzte Episode ausscheiden. Es bleibt künftigen Forschungen vorbehalten, die Ausbeute einer lohnenden Aufgabenstellung zutage zu fördern...

Danken möchte ich den Frauen und Männern, die mir von der Arbeit in den Minen erzählten. In erster Linie sind dies: Corazza Ettore, Niederteufen/AR; Dänzler Eduard, Schwarzenmatt-Boltigen/BE; Dominé Joseph, Courchapoix/JU; Duvanel Numa, Couvet/NE; Ebener Hilarius †, Blatten/VS; Flubacher Walter, Wädenswil/ZH; Gasser Gottfried †, Bern; Gräppi Werner †, Trübbach/SG; Hubacher Willy, Sitten/VS; Jeitziner Robert †, Ferden/VS; Lehner-Ritler Agnes, Ferden/VS; Lengen Leopold, Embd/VS; Marquis Colette, Mervelier/JU; Matti Arnold, Schwarzenmatt-Boltigen/BE, Métrailler Maurice, Ardon/VS; Müller Hans, Zürich; Reichen Vreni, Blausee-Kandergrund/BE, Reusser Ernst, Kandergrund/BE; Ritler Bonifaz, Kippel/VS; Schmid Klemenz, Ausserberg/VS; Schmid Raphael, Ausserberg/VS; Thomasin Theo, Tinizong/GR und Walther Christian, Chur.
Für Hinweise beim Zustandekommen dieser Arbeit und deren kritische Lektüre danke ich Peter Assion, Freiburg i.Br.; Albin Bachmann, Brig; Hans Peter Bärtschi, Winterthur; Johanna Rolshoven, Basel; Thomas Schippers, Aix en Provence; Lukas Schmutz, Rickenbach/BL; Arnold und Loni Niederer-Nelken, Zürich; Jean-Louis Tornatore, Marseille. Mein Dank gilt auch Peter Faesi, Paul Zuberbühler und Claudio Spizzo von der Unternehmung «Stollentour», St. Gallen.

Diese Arbeit wurde realisiert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds.

Anmerkungen

1 Der Aufsatz thematisiert nicht die Gesamtheit der Bodenschätze. Eine vollständige Übersicht müsste auch die Rohstoffgewinnung der Bauindustrie (Kiesausbeutung, Steinbrüche, Tongruben etc.) oder die Suche nach modernen Energiequellen (Erdölbohrungen, Erdgas) miteinschliessen. Das Augenmerk gilt vielmehr dem «klassischen» Bergbau mit den Tätigkeiten des Aufsuchens, Gewinnens und Aufbereitens bestimmter mineralischer Rohstoffe (vor allem Erze und Kohlen).
Im übrigen verzichte ich auf die terminologische Unterscheidung, laut welcher der Begriff der Lagerstätte «stets den Aspekt der Wirtschaftlichkeit» impliziere und unrentable oder ausgebeutete Gruben als Mineralvorkommen bezeichnet werden sollten. Vgl. Hansjosef Maus: Europas Mitte – reich an Erzen. Lagerstätten in Karte und Bild. In: Heiko Steuer, Ulrich Zimmermann (Hrsg.): Alter Bergbau in Deutschland. Sonderheft der Zeitschrift Archäologie in Deutschland, Stuttgart 1993, S. 16–23, hier S. 16.

2 D.h. mit fremden Elementen vermischte und schwierig aufzubereitende Kohlen oder Erze.

[3] Besonders im Gebirge sind infolge der Alpenfaltung zahlreiche Vorkommen zwar gut sichtbar, das Abschätzen der Vorräte und ein planmässiger Abbau aber praktisch unmöglich.

[4] Auf einzelnen Lagerstätten gelang die Umstellung von kurzfristigem, planlosem Raubbau auf organisierte, kontinuierliche Ausbeutung: Eisenlager am Gonzen, im Fricktal und im Jura, die Saline von Bex und die Asphaltmine im Val de Travers.

[5] Vgl. Hugo Ledermann: Zur Kenntnis der Molybdänglanzlagerstätte im Baltschiedertal (Wallis). Beiträge zur Geologie der Schweiz, Geotechnische Serie, Lfg. 33. Bern 1955. Weitere Literatur bei: Erwin Jossen: Die Geschichte der Molybdänglanzvorkommen im Baltschieder- und Gredetschtal 1866–1981. In: Walliser Jahrbuch 1982, S. 73–83.

[6] Raubbau und planlos angelegte Stollensysteme beruhen im 20. Jahrhundert nicht mehr in allen Fällen auf Unkenntnis. Vielmehr sind sie die Folge einer extrem konjunkturabhängigen Industrie. In den Betrieben «mit einer plötzlichen Liquidation vor Augen» schritt man unter Verzicht auf Erschliessungarbeiten zu einem möglichst raschen Abbau. Vgl. Bureau für Bergbau (Hg.): Der schweizerische Bergbau während des Zweiten Weltkrieges. Bern 1947, S. 8f.

[7] Rolf von Arx: Das Kupferbergwerk Mürtschenalp. Glarus 1991.

[8] Siehe Kurt Bächtiger: Die Kupfer- und Uranmineralisation der Mürtschenalp (Kt. Glarus, Schweiz). Beiträge zur Geologie der Schweiz. Geotechnische Serie, Lfg. 38, Bern 1963.

[9] Vgl. dazu die Übersicht bei F. Gilliéron: Zur Geologie der Uranmineralisation in den Schweizer Alpen. Beiträge zur Geologie der Schweiz, Geotechnische Serie, Lfg. 77, Bern 1988, S. 43ff.

[10] Gerhard Heilfurth: Bergbaukultur in Südtirol. Bozen 1984, S. 85f., 97f. Vgl. auch Helen M. Wider: Der Bergbau in Nord- und Mittelbünden und seine Beziehungen zur Kulturlandschaft. Diss. phil II, Zürich 1980, S. 27ff.

[11] Paul-Louis Pelet: Ruiner la végétation ou sauvegarder la nature: la ferrière de Champex au 14e siècle. In: Revue Suisse d'Histoire, vol 38/1988 No. 1, S. 30–44; hier S. 31.

[12] Freilich bestimmte die Konjunktur den Bergbau schon in früheren Jahrhunderten massgeblich. Vgl. Roman Sandgruber: Die Innerberger Eisenproduktion in der frühen Neuzeit. In: Michael Mitterauer (Hg.): Österreichisches Montanwesen. Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien, Bd. 6. München 1974, S. 72–105.

[13] Gerhard Heilfurth: Der Bergbau und seine Kultur. Eine Welt zwischen Dunkel und Licht. Zürich/ Freiburg i.Br. 1981.

[14] Michael Mitterauer: Produktionsweise, Siedlungsstruktur und Sozialformen im österreichischen Montanwesen des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Michael Mitterauer (wie Anm. 12), S. 234–315. Roman Sandgruber (wie Anm. 12). Klaus Tenfelde (Hg.): Sozialgeschichte des Bergbaus im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge des Internationalen Kongresses zur Bergbaugeschichte, Bochum, 3.–7. September 1989. München 1992. Diesen Autoren steht innerhalb der Europäischen Ethnologie wohl am nächsten: Gerhard Heilfurth: Das Montanwesen als Wegbereiter im sozialen und kulturellen Aufbau der Industriegesellschaft Mitteleuropas. Leobener Grüne Hefte, Nr. 140, Wien 1972.

[15] Hans Fehlmann: Der schweizerische Bergbau während des Weltkrieges. Bern 1919. Bureau für Bergbau des Eidgen. Kriegs- Industrie- und Arbeits-Amtes (wie Anm. 6).

[16] Schweizerische Geologische Dokumentationsstelle in Ittigen bei Bern.

[17] Francis de Quervain: Die nutzbaren Gesteine der Schweiz. Bern 1969 (Erstauflage 1934).

[18] Beiträge zur Geologie der Schweiz. Geotechnische Serie. Herausgegeben von der Schweizerischen Geotechnischen Kommission und der Studiengesellschaft für die Nutzbarmachung schweizerischer Lagerstätten mineralischer Rohstoffe. Lieferung 1, Bern 1899; 84. Lieferung 1992. Separat erscheinen in dieser Reihe «Kleinere Mitteilungen» (Nr. 1/1931), die gelegentlich Nachrichten zum historischen oder aktuellen Bergbau enthalten.

[19] E. Kündig, F. de Quervain: Fundstellen mineralischer Rohstoffe der Schweiz. Bern 1953. Erstmals 1917 als «Erläuterungen zur Karte der Fundorte mineralischer Rohstoffe in der Schweiz» von C. Schmidt publiziert und seither in mehreren Auflagen aktualisiert.

[20] Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz. Lieferung 1, Neuenburg 1862. Seither über 160 Lieferungen.

[21] Eclogae Geologicae Helvetiae. Mitteilungen der Schweizerischen Geologischen Gesellschaft. Band 1, Lausanne 1888; Bd. 83/1992.

[22] Schweizerische Mineralogische und Petrographische Mitteilungen. Bd.1/1921.

[23] Auguste Quiquerez: Notice historique et statistique sur les mines, les forêts et les forges de l'Ancien Evêché de Bâle. Bern 1855. Ders.: De l'âge du Fer. Recherches sur les anciennes forges du Jura bernois. Porrentruy 1866 (Reprint in der Collection l'œil & la mémoire, Porrentruy 1992). Ders.:

Notice sur les forges primitives dans le Jura bernois. In: Mitt. der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 17/1871, S. 71–88.

24 Paul-Louis Pelet: Une industrie méconnue. Fer, charbon, acier dans le Pays de Vaud. Les sources archéologiques. Bibliothèque historique vaudoise No 49, Lausanne 1973. Ders.: Fer, charbon, acier dans le Pays de Vaud. La lente victoire du haut fourneau. Bibliothèque historique vaudoise No 59, Lausanne 1978.

25 Vgl. die neuesten Forschungen von Ludwig Eschenlohr und Vincent Serneels: Les bas fourneaux mérovingiens de Boécourt, les Boulies (JU, Suisse). Cahiers d'archéologie jurassienne 3/1991. Emmanuel Abetel: L'établissement sidérurgique de Montcherand. Cahiers d'archéologie romande 54/1992. Wissenschaftsgeschichtliche Beiträge zu den Forschungen im Jura enthält Nr. 12a/1992 der Minaria Helvetica (freundl. Mitt. Ludwig Eschenlohr, Delémont).

26 Walter Ulrich Guyan: Bild und Wesen einer mittelalterlichen Eisenindustrielandschaft im Kanton Schaffhausen. Schriften des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. 4, Basel 1946. Ders.: Die mittelalterliche Eisenhütte von Bargen-Hofwiesen. In: Vita pro Ferro. FS Robert Durrer, Schaffhausen 1965, S. 163–194.

27 Stellvertretend seien genannt: Placidus Plattner: Geschichte des Bergbau's der östlichen Schweiz. Chur 1878. Chr. Walkmeister: Aus der Geschichte des Bergbaues in den Kantonen Glarus und Graubünden. In: Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft während des Vereinsjahres 1887/88, St. Gallen 1889, S. 268–317 (Freundl. Mitt. Paul Zuberbühler, St. Gallen). Heinrich Gerlach: Die Bergwerke des Kantons Wallis nebst einer kurzen Beschreibung seiner geologischen Verhältnisse in Rücksicht auf Erz- und Kohlenlagerstätten. Sitten 1873.

28 Edouard Payot: Mines et salines vaudoises de Bex. Au point de vue historique, technique et administratif. Montreux 1921.

29 Hans Walter: Bergbau und Bergbauversuche in den fünf Orten. Diss. Zürich 1923. Ebenfalls publiziert in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, Bd. 78/1923, S. 1–107. Als zweiter Teil erschien «Bergbau und Bergbauversuche auf Silber, Kupfer und Blei» in Bd. 79/1924, S. 77–180.

30 Alois Blättler: Der alte Bergbau in Uri. Altdorf 1967 (erweiterte Neuauflage einer 1943 in der «Gotthard-Post» publizierten Arbeit)

31 Das Eisenbergwerk am Gonzen und 25 Jahre Eisenbergwerk Gonzen A.G. 1919/1944. Eisenbergwerk Gonzen A.G. [Sargans 1944].

32 Leo Weisz: Geschichte der Ludwig Von Roll'schen Eisenwerke. Band I: Voraussetzungen und Frühgeschichte des Unternehmens. Untersuchungen zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Schweiz. Zürich 1953. Band II: Das Unternehmen Von Roll AG. Herausgegeben vom Direktorium. Gerlafingen 1973 [vgl. besonders den Abschnitt zur Geschichte, S. 125–216].

33 Heinrich Rossi: Zur Geschichte der Walliser Bergwerke. In: Blätter aus der Walliser Geschichte Bd. X/1949, S. 291–379.

34 Daniel Schläpfer: Der Bergbau am Ofenpass (Pass dal Fuorn). Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen des schweizerischen Nationalparks Bd. VII (Neue Folge). Liestal 1960.

35 Mit dieser Charakterisierung sollen die Laienforscher weder von der Wissenschaft distanziert noch ihre Verdienste verkannt werden. Das Gros der (kultur-)historischen Arbeiten zum Bergbau verdanken wir gerade der unentgeltlichen Fleissarbeit zahlreicher Hobbyforscher, die ihre Freizeit für das Sammeln wertvoller Daten in Feld und Archiven einsetzten und ihre Resultate in oftmals beachtlichen Publikationen der Öffentlichkeit vorstellten.

36 Der Bergknappe. Zeitschrift über Bergbau in Graubünden und der übrigen Schweiz. Hrsg. Verein der Freunde des Bergbaus in Graubünden, Stiftung Bergbaumuseum Schmelzboden-Davos, Jahrgang 1/1976.

37 Minaria Helvetica. Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für historische Bergbauforschung, Nr. 1/1981.

38 Hans Stäbler: Bergbau im Schams, im Ferreratal und im vorderen Rheinwald. In: 106. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 1976. Hans Krähenbühl: Der alte Bergbau am Silberberg zu Davos. Davos 1979. Ueli Bodmer, Werner Aegerter et al.: Der Bergbau im Val Minor, Bernina, Graubünden. Davos 1984. Hans Krähenbühl: Der historische Bergbau in Graubünden. Davos 1984. Eduard Brun: Geschichte des Bergbaus im Oberhalbstein. Davos 1987.

39 Helen Martha Wider (wie Anm. 10).

40 Rolf Bühler: Bergwerk Herznach: Erinnerungen an den Fricktaler Erzbergbau. Aarau/Stuttgart 1986.

41 Teils aufgrund bekannter Literatur wie Dominik Stoecklin, Rolf Eichin: Mineralien aus dem Bergwerk Herznach. In: Schweizer Strahler Nr. 12/1978, S. 493–535 (Freundl. Mitt. Albin Bachmann, Brig).

42 Rolf von Arx (wie Anm. 7)

43 Paul Hugger: Der Gonzen. 2000 Jahre Bergbau. Das Buch der Erinnerungen. Mit einem Beitrag von Willfried Epprecht über: Geologie, Geschichte, Bergbau. Hg. i.A. der Eisenbergwerk Gonzen A.G. Rorschach 1991.

44 M. Kürsteiner, F. Hofmann, A. Stalder: Eisenerz und Eisenindustrie im Jura. In: Beiträge zur Geologie der Schweiz; kleinere Mitteilungen, Nr. 84/1990 [Nachdruck aus dem Jahrbuch des Naturhistorischen Museums Bern, Bd. 10/1990].

45 Paul Hugger, Willfried Epprecht (wie Anm. 43).

46 Hans Brugger: Statistisches Handbuch der schweizerischen Landwirtschaft. Bern 1968.

47 Allerdings führten die Grenzbesetzungen während der Weltkriege zu gelegentlichem Mangel an Arbeitskräften.

48 Die später vielzitierte Beziehung der Landwirte zum Grundeigentum erkennend, stellten deutsche Unternehmer im 19. Jahrhundert nebst den Unterkünften auch Boden für Gartenbau und Kleintierhaltung bereit – Massnahmen, mit denen die an Arbeitermangel krankenden Betriebe die von weither und aus bäuerlichem Milieu rekrutierte Arbeiterschaft zum Bleiben bewegen wollten. Die Möglichkeit zum Festhalten an «traditionellen» Gewohnheiten sollte nicht nur «Sesshaftigkeit» bewirken. Gleichzeitig wurde damit die Lebensmittelversorgung verbessert und die Unternehmerseite weiterer Sorge für die Arbeiterschaft enthoben. Vgl. Gertrud Angermann: Land-Stadt-Beziehungen. Bielefeld und sein Umland 1760–1860. Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Heft 27, Münster 1982, S. 290ff. Klaus Strohmeyer: «Der Kumpel liebt Berlin nicht». Metropole und Industrielandschaft. In: August Nitschke et al. (Hg.): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880–1930, Bd. 1, Hamburg 1990, S. 25–55, hier S. 50ff. Zum betrieblichen Wohnungsbau aus ökonomischen Gründen (Stammbelegschaft!) tritt später auch die Möglichkeit zur sozialen Kontrolle. Siehe Joël Michel: Bergarbeiter-Kommunen und Patriarchalismus in Westeuropa vor 1914. In: Klaus Tenfelde (wie Anm. 14), S. 58–84. Paul Thomes: Die Sozialpolitik des preussischen Bergfiskus an der Saar. In: Klaus Tenfelde (wie Anm. 14), S. 1083–1101.

49 Willy Hubacher, geboren 1911 in Basel, Interview in Sitten 1993.

50 Inwieweit schlechte Arbeitsbedingungen oder kurzfristige Massenentlassungen (etwa in der sogenannten «crise minière» des Schweizer Kohlebergbaus von 1943) zu Protest- oder Streikaktionen führten, kann ich z. Zt. noch nicht ausreichend beantworten. Bekannt sind Kundgebungen z. B. der Waadtländer Grubenarbeiter, die 1946 gegen die Schliessung der Minen demonstrierten.

51 Die Berichte und Fotografien der Epoche bringen deutlich zum Ausdruck, wie mit simpelsten Mitteln unter primitivsten Vorkehrungen gearbeitet werden musste. Da Maschinen infolge der hohen Arbeitslosenrate weitgehend verboten wurden, war bei den meisten Arbeitsvorgängen reine Muskelkraft gefragt. Die Arbeitsbedingungen in den Anlagen und Stollen von geradezu provisorischem Bastlercharakter erscheinen nach heutigem Ermessen skandalös, menschenunwürdig oder lebensgefährlich. Dabei wird oft vergessen, dass der Arbeitsalltag der (Berg-) Landwirtschaft diesen Menschen ebenso harte Anstrengungen und Entbehrungen abverlangte. Der Unterschied war höchstens graduell, nicht aber prinzipiell.
Siehe auch die einschlägigen Berichte bei Freddy Raphaël und Geneviève Herberich-Marx: Mémoires d'exil. Mémoires de la colonie chez les mineurs polonais du Bassin potassique d'Alsace. In: Mémoire plurielle d'Alsace. Grandeurs et servitudes d'un pays des marges. Strasbourg 1991. Bezeichnend ist auch die Episode um die neuen Arbeiter, die 1959 im Gonzen zur «Verjüngung» des Betriebes geholt wurden – dem Bergwerk aber bald den Rücken zukehrten, worauf man die «alte», einheimische Belegschaft wieder einstellen wollte. P. Hugger (wie Anm. 43), S. 165.

52 Hans Müller, geboren 1915 in Zell/LU, Interview in Zürich 1993.

53 Eduard Dänzler, geboren 1921 in Schwarzenmatt/BE. Interview in Schwarzenmatt-Boltigen 1993.

54 Von Arx (wie Anm. 7), S. 167.

55 Adolf Fux: Bergnot. In: Adolf Fux: Ausgewählte Erzählungen und Novellen aus dem Wallis. Bearbeitung und Einführung von Sieglinde Gertschen. Brig 1984, S. 82–101 [«Bergnot» erschien erstmals in «Scholle und Schicksal», Bern 1946].

56 Negative Voraussetzungen dieser Art hemmten in anderen Fällen die Herausbildung von Arbeiterbauern nachhaltig. Vgl. dazu die Beobachtungen von Fritz Gerber: Wandel im ländlichen Leben. Eine sozialökonomische und sozialpsychologische Untersuchung in den fünf Gemeinden des Oberemmentales. Europäische Hochschulschriften, Reihe XXIX, Bd. 1, Bern 1974.

57 Selbst der Schlussbericht zum Bergbau des Ersten Weltkrieges nennt als Problem, «dass die Schweiz kein bergmännisch geschultes Arbeiterpersonal besass. Mit grosser Mühe mussten erst nach und nach Bergleute herangebildet werden.» Hans Fehlmann (wie Anm. 15), S. 301.

58 Walter Flubacher, geboren 1920 in Bennwil/BL, Interview in Käpfnach-Horgen 1993.

59 Joseph Dominé, geboren 1916 in Courroux/JU, Interview in Courchapoix 1993.

60 Auch hier dürften Mikrostudien das dualistische Modell ersetzen und ein Bild fortschreitender Aneignungsprozesse mit fallweisen «Rückschritten» nachzeichnen. Vgl. dazu Martin Scharfe: Technik und Volkskultur. In: Wolfgang König, Marlene Landsch (Hrsg.): Kultur und Technik. Frankfurt am Main 1993, S. 43–69 (Freundl. Mitt. Johanna Rolshoven, Basel).

61 Im Herbst 1994 erscheint in der Reihe «Altes Handwerk» der Schweiz. Ges. für Volkskunde Heft 61 von Albert Spycher: Les Mineurs de la Presta. Leben und Arbeit in den Asphaltminen des Val de Travers (Arbeitstitel).

62 Numa Duvanel, geboren 1925 in Couvet/NE, Interview in La Presta 1993.

63 Miteinzubeziehen wäre hier auch die Vielzahl «ausserkirchlicher» Vorstellungen und Verhaltensweisen. Um sich dabei vom Korsett der dogmatischen Theologie zu befreien, wurde etwa mit dem Begriff der (profanen) Heilsvermittlung/Unheilabwehr operiert.

64 Staublunge, die gefürchtete Mineurkrankheit.

65 Maurice Métrailler, geboren 1919 in Salins/VS, Interview in Ardon 1993.

66 F. Verzár, D. Gsell: Ernährung und Gesundheitszustand der Bergbevölkerung der Schweiz. Herausgegeben vom Eidgenössischen Gesundheitsamt, Bern 1962, S. 208 (Freundl. Mitt. Arnold Niederer, Zürich).

67 Dies., S. 198, 227, 437.

68 Vgl. Jörg Wyder: Wirtschaftliche und soziologische Untersuchungen in der Zentralschweiz unter besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Verhältnisse. Diss. Zürich 1971, S. 99.

69 Ein Vorgang, dem die Durchdringung des Raumes in der Folge des industriellen Fortschrittes entspricht und die kurz als Entindividualisierung bezeichnet wird: Nach Kilometern gemessen, entbehrt die Landschaft künftig jeder Qualität und wird nur noch als Entfernung von x nach y, d. h. als Quantität wahrgenommen.

70 In der Schweiz existiert dafür der Begriff des Arbeiter- oder (abwertend) «Rucksackbauern».

71 Heilfurth 1972 (wie Anm. 14), S. 16.

72 Ein gegenteiliges Beispiel aus dem Saarland führt Matthias Zender an. Der sukzessive Zuwachs einheimischer Arbeiter bremste hier die Entwicklung. «Arbeiter waren in grossem Umfange Pendler, der Arbeitsplatz blieb fremd. Diese Arbeiter lebten mit ihren Vorstellungen auf dem Dorfe. Der Erlös aus der Arbeit im Bergwerk floss noch lange in die bäuerliche Wirtschaft.» In: Günter Wiegelmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth: Volkskunde. Eine Einführung. Grundlagen der Germanistik Band 12, Berlin 1977, S. 214.

73 Erwin Werlen, geboren 1913 in Ferden/VS, Interview in Ferden 1991.

74 Niederer nennt den Bahnbau seit den 1860er Jahren, die Industrie, dann die Bergwerke sowie den Strassen- und Festungsbau als Etappen auf dem Weg zur Öffnung des Kantons Wallis. Arnold Niederer: Gemeinwerk im Wallis. Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in der Vergangenheit und Gegenwart. Schriften der Schweiz. Ges. für Volkskunde Band 37, Basel 1956, S. 50f. Zur Lockerung der Dorfgemeinschaft vgl. S. 63ff.

75 Paul Jaggi, geboren 1917 in Kippel/VS, Interview in Wiler 1993.

76 Analog arbeiteten im Ruhrbergbau des 19. Jahrhunderts reichgewordene Bauernsöhne nicht mehr in der Mine, sondern erlernten ein Handwerk oder wurden Kaufleute. Darauf warb man Auswärtige, in einem schlechteren Sozialstatus Stehende als Bergarbeiter an – eine Beobachtung, die eine zeitgenössische Untersuchung des Vereins für Sozialpolitik bestätigt. Vgl. Irmgard Lange-Kothe: Die soziale Schichtung der Ruhrbergleute. In: Der Anschnitt 3/1952, S. 12–16, hier S. 16.

77 Ähnliches gilt für den Konflikt zwischen Weinbauern und Minenarbeitern bei Freddy Raphaël und Geneviève Herberich-Marx: «Les Noirs» et «Les Rouges» au village. Mémoires de mineurs-vignerons de Haute-Alsace. In: Freddy Raphaël, Geneviève Herberich-Marx (wie Anm. 51), S. 169–188. Wie die Beweglichkeit der Unterschichten zur Industrialisierung (im weitesten Sinne) beiträgt, haben etwa Gertrud Angermann (wie Anm. 48) und Fritz Gerber (wie Anm. 56) nachgezeichnet. Gerber führte das Ausbleiben gewerblicher Ansiedlung in wohlhabenden Gemeinden auf das Fehlen flexibler Unterschichten zurück. Während vermögende Bauern auf dem traditionellen Wirtschaften beharrten, überholten die einst ärmeren Schachensiedlungen [=Siedlungen in den Flussniederungen] ihre reicheren Muttergemeinden (worauf diese fortschrittliche Ideen geringschätzen und die «Traditionen» valorisieren).

78 Bureau für Bergbau (wie Anm. 6), S. 16.
79 Franziskus Rieder, geboren 1905 in Wiler/VS, Interview in Wiler 1991.
80 Eduard Dänzler, geboren 1921 in Schwarzenmatt, Interview in Schwarzenmatt-Boltigen 1993.
81 Martinelli analysierte die Arbeit in einem Kohlerevier der Region Marseille während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als «une étape de l'exode rural». Anfänglich vermochte sie als Regulans die Auswanderung zu stabilisieren. Bruno Martinelli: Une communauté rurale de Provence face au changement. Pourrières et ses environs dans la Haute vallée de l'Arc. Paris 1983, S. 14ff.
82 Ernst Reusser, geboren 1920 in Kandergrund/BE, Interview in Kandergrund 1993.
83 Entgegen dieser weitverbreiteten Vorstellung hat C. Vanja unzählige Belege für Frauenarbeit über und unter Tag seit dem Spätmittelalter beigebracht. Christina Vanja: Bergarbeiterinnen. Zur Geschichte der Frauenarbeit im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen. In: Der Anschnitt 1/1987, S. 2–15 und 4/1988, S. 128–143.
84 Agnes Lehner-Ritler, geboren 1912 in Wiler, Interview in Ferden 1985.
85 Vreni Reichen, geboren 1924 in Blausee-Kandergrund/BE, Interview in Blausee 1993.
86 Vgl. Christina Vanja (wie Anm. 83), S. 10f.
87 Ebd., S. 139.
88 Siehe Wider (wie Anm. 10), S. 7ff.
89 Über die Vielfalt der kantonalen Bergbaugesetze orientiert Karl E. Bauer: Staat und Bergbauberechtigung in der Schweiz. Essen 1931.
90 Freundl. Mitt. Bernhard Fischer, Basel.
91 Wobei die Bitten der Unternehmer um Steuererlass oder zusätzliche Kompetenzen oft in Verkennung bergbauwirtschaftlicher Betriebserfordernisse als Machtgelüste fehlgedeutet und abgelehnt wurden.
92 Vgl. Johannes Schraner: Die Wiederbelebung des Kohlebergbaus im Zweiten Weltkrieg durch Staat und Privatwirtschaft. In: Minaria Helvetica (wie Anm. 37) 7/1987, S. 30–41.
93 Dabei gaben selbst leitende Stellen zu, dass «der schweizerische Bergbau seine Wiederbelebung fast ausschliesslich der Privatinitiative verdankt» und «ein grosser Teil der Untersuchungen in der patriotischen Absicht unternommen wurde, die wirtschaftliche Unabhängigkeit unseres Landes zu festigen». Hans Fehlmann (wie Anm. 15), S. 301.
94 Ettore Corazza, geboren 1914 in St. Gallen, Interview in Niederteufen/AR 1993.
95 Gottfried Gasser, geboren 1903, Interview in Bern 1985.
96 Emil Spiess: Mörschwil zwischen Bodensee und St. Gallen 760–1900. Bd. II, Mörschwil 1976, S. 645 (Freundl. Mitt. Ettore Corazza, Niederteufen). Zum Mörschwiler Kohlebergwerk siehe Franz Hofmann: Mineralische Rohstoffe der Kantone St. Gallen und Appenzell. In: Berichte der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft 84/1989, S. 23–71, hier S. 39ff. (mit weiterführender Literatur).
97 Die Gründung des «Vereins der Freunde des Bergbaus in Graubünden» erfolgte 1976. 1978 wurde im Schmelzboden bei Davos in einem Teil des ehemaligen Minenverwaltungsgebäudes das «Bergbaumuseum Graubünden» eröffnet und seither ein Schaubergwerk eingerichtet.
98 Prospekt des Schaubergwerkes La Presta, Neuenburg o.J. [1992].
99 Vielleicht werden erst eine Reihe kulturwissenschaftlicher Arbeiten zum kantonalen Bergbau dank Einheitlichkeit des sozioökonomischen Kontextes vernetzte Angaben auf nationaler Ebene erlauben.

Abb. 1: Grosser Nachfrage erfreut sich das einzige Bergbaumuseum in der Schweiz: Davos/Schmelzboden. Aufnahme W. Bellwald, 1993.

Abb. 2: Triage in der Kohlenmine Kandergrund-Horn, 2. Weltkrieg. Aufnahme A. Reichen, Frutigen.